

**Mord im Schneegestöber: Ein wahrer Krimi am Zürichsee**

Nummer 1 – 5. Januar 2012 – 80. Jahrgang  
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.40

# DIE WELTWOCHEN



## **Philipp Hildebrand betreibt Insider-Geschäfte**

Der Notenbankpräsident tätigte private Währungs-Deals in Millionenhöhe. Gegen ihn wurde Strafanzeige erstattet. *Von Urs Paul Engeler*

## **Politik aus Lausanne**

Das Bundesgericht greift in die Hoheit von Volk und Parlamenten ein.  
*Von Philipp Gut*

## **Schweizer Schlachten**

Neue Weltwoche-Serie. Teil 1: Morgarten, 1315. *Von Peter Keller*



# Die neue B-Klasse ab CHF 33 370.-.

Oder mit Leasing ab CHF 333.70\* pro Monat.

Der perfekte Reisebegleiter für Sie, Ihre grossen und kleinen Mitfahrer: die neue B-Klasse. Als erstes Fahrzeug seiner Klasse serienmässig mit COLLISION PREVENTION ASSIST, der Sicherheitsinnovation, die Gefahren erkennen kann und den Fahrer beim Bremsen unterstützt. Entdecken Sie den praktisch-variablen Sports Tourer jetzt bei Ihrem Mercedes-Benz Partner oder unter [www.mercedes-benz.ch/b-klasse](http://www.mercedes-benz.ch/b-klasse)

---

**Dauerhafte Preisreduktion  
auf die gesamte Modellpalette.**

---



## MERCEDES-SWISS-INTEGRAL

Das serienmässige Service- & Garantiepaket für alle Modelle – exklusiv von Mercedes-Benz Schweiz AG.  
10 Jahre Gratis-Service, 3 Jahre Vollgarantie (beides bis 100 000 km, es gilt das zuerst Erreichte).



Mercedes-Benz

## Intern

Merkwürdige Vorgänge spielen sich ab im Land. Es begann vor Heiligabend mit einem kuriosen Communiqué der Schweizerischen Nationalbank (SNB). Der Bankrat, das Aufsichtsgremium der SNB, dementierte «Gerüchte», die gar nicht zirkuliert hatten. Es ging um Devisen- und Insidergeschäfte von SNB-Präsident Philipp Hildebrand. Am letzten Sonntag nahm die Geschichte, nachdem sie eingeschlafen zu sein schien, eine überraschende Wende. Die Sonntagspresse berichtete, SVP-Nationalrat Christoph Blocher habe noch vor Weihnachten Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey (SP) über die Affäre informiert. Ab sofort stand Blocher im Fokus der meisten Berichte. Und nicht mehr Hildebrand. Ein Nebenschauplatz, wie sich jetzt zeigt. Urs Paul Engeler hat den Fall im Detail recherchiert. Der *Weltwoche* liegen Kontoauszüge von Hildebrand vor, die belegen, dass er persönlich und mehrfach Insider-Deals abwickelte. Der Fall weitet sich zur Staatsaffäre aus. Bankrat und Bundesrat, die Hildebrand noch am Dienstag das «Vertrauen» aussprachen, haben in ihrer Kontrollfunktion versagt. **Seite 5, 9, 12, 18 und 19**

Mit dieser Ausgabe startet unser Redaktor Peter Keller die neue *Weltwoche*-Serie «Schweizer Schlachten». Es war sein älterer Bruder, der Keller erstmals von den Heldentaten der Eidgenossen erzählte: wie eine Schar Tellensöhne die grössten Ritterheere Europas mit ihren Hellebarden aufmischte. Selbstverständlich immer im Namen der Freiheit und wider die Tyrannenherrschaft. Inzwischen gilt Nationalgeschichte als verpönte Auslaufmodell. Mit der gleichen Lust, mit der die alten Schweizer die feindlichen Formationen zerschlugen,

schleiften die Post-68er-Historiker die mythisch überhöhte Befreiungstradition ihrer Vorgänger. Alles, was nur entfernt nach Sonderfall Schweiz roch, musste umgedeutet werden. Der Bundesbrief sei eine Fälschung, die Gründung keine Gründung, der Freiheitskampf eine Erfindung späterer Chronisten. Auch in den Schulstuben wird, wenn überhaupt, mit angezogener Handbremse über die Ursprünge der Eidgenossenschaft berichtet. Das ist schade.



*Selbstbewusste Geschichte:* Morgarten, 1315.

Man kann Schweizer Geschichte kritisch und doch selbstbewusst nacherzählen. Teil 1 der Serie beschäftigt sich mit der Mutter aller Schweizer Schlachten: mit Morgarten, 1315. Jeden Monat wird ein weiteres Kapitel folgen – auch die wichtigsten Bruderkriege der immer wieder heillos zerstrittenen Eidgenossenschaft. Bis hin zum Sonderbundskrieg vor der Gründung des Bundesstaats. **Seite 38**

Ab dieser Ausgabe nehmen wir Justierungen bei einigen Kolumnen vor. Verabschieden müssen wir uns von unserer Mode-Kolumnistin Bettina Weber. Sie will sich in Zukunft vermehrt ihren anderen Projekten widmen und hat ihre Zusammenarbeit mit der *Weltwoche* beendet. Wir bedanken uns herzlich für die spannenden Beiträge und wünschen Bettina Weber weiterhin viel Erfolg. Als Konsequenz verschiebt sich die Kolumne von Beatrice Schlag in den Kultur- und Gesellschaftsteil (**Seite 61**). Die Beiträge unseres Satirikers Andreas Thiel (**Seite 63**) und unseres Auslandexperten Hansrudolf Kamer (**Seite 17**) bekommen ausserdem ab sofort wieder etwas mehr Raum. Wir wünschen Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, von Herzen alles Gute im neuen Jahr und freuen uns über Ihr Lob und Ihre Kritik.

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,

Carmen Schirm-Gasser, Pierre Heumann,

Andreas Kunz, Peter Keller,

Christoph Landolt, Daniela Niederberger,

Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr,

René Lüchinger, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Pia Reinacher,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Jost Fetzler (*Leitung*),

Adam Schwarz, Patrick Kull (*Assistent*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

**Infografik:** Helmut Germer

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

**Geschäftsführer:** Sandro Rüeegg

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stilausgaben*),

Marco Chini, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Stailamedia

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

**Paperboy:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/paperboy](http://www.weltwoche.ch/paperboy)



**Ausgezeichnet.**  
Für Performance,  
Kompetenz und  
Service.



Erster Platz im  
Private-Banking-Rating  
2011 der «Bilanz».

LGT Bank (Schweiz) AG  
[www.lgt.ch](http://www.lgt.ch)





# «ELISABETH» – das Musical

Die wahre Geschichte der Sissi. Das weltweit erfolgreiche Musical von Michael Kunze und Sylvester Levay gastiert auf seiner 20-Jahre-Jubiläum-Tournee vom 18. Januar bis 5. Februar 2012 in Basel.

Über zehn Millionen Zuschauer weltweit haben seit der Weltpremiere 1992 ihr Herz an «Elisabeth» – das Musical verloren. Mit ihrer dramatischen und herzergreifenden musikalischen Darstellung des Lebens der schönen Kaiserin schufen Michael Kunze und Sylvester Levay einen Klassiker, der sich zum erfolgreichsten deutschsprachigen Musical aller Zeiten entwickelt hat. Nun kommt die gefeierte Tourneeproduktion des Originalteams der Vereinigten Bühnen Wien wieder in die Schweiz und gastiert zum 20-Jahr-Jubiläum im Musical-Theater Basel.

Das Schicksal der schönen Kaiserin Elisabeth von Österreich hat ganze Generationen berührt und fasziniert zugleich. Unvergessen und Kult sind die Verfilmungen des Stoffes aus den 50er Jahren mit der unvergleichlichen Romy Schneider als Sissi und Karl Heinz Böhm als Kaiser Franz Joseph. Auch einer der bekanntesten Komiker Deutschlands Michael «Bully» Herbig hat sich des Stoffes in seinem erfolgreichen Zeichentrickfilm «Lissi» angenommen. Michael Kunze und Sylvester Levay haben sich der faszinierenden Persönlichkeit der Sisi – wie die Wiener ihre geliebte Kaiserin zu nennen pflegen – und ihrem bemerkenswerten

Leben von einer ganz anderen Seite genähert. Weg vom Kitsch, zeichnen sie das Leben der Kaiserin der Herzen als einen Lebensweg, der von Höhen und Tiefen, Glück und Zweifeln, Engagement und Rückzug erzählt.

Das Musical erzählt von einem Leben voller Glanz und Tragik, Auflehnung und Einsamkeit: Das Schicksal von Elisabeth hat viele Facetten. Ihr Leben am Wiener Hof, das wie ein Märchen begann, entwickelte sich schnell zu einem Drama voller Entbehrungen und Machtkämpfe. Ihre Geschichte, die mitreisende Musik (u.a. mit dem Welthit «Ich gehör nur mir»), prunkvolle Kostüme und das beeindruckende Bühnenbild auf Basis der Wiener Originalproduktion machen «Elisabeth» zu einem unvergesslichen Theatererlebnis. Die fesselnde Inszenierung wird auch Sie unweigerlich in ihren Bann ziehen. «ELISABETH» bringt Ihnen Sissis Schicksal nahe wie nie zuvor: hochdramatisch, zeitgemäss und unvergesslich!

Weitere Informationen:  
[www.elisabeth-musical.ch](http://www.elisabeth-musical.ch)

## Weltwoche-Spezialangebot

### «ELISABETH» – das Musical

Freitag, 20. Januar 2012, 19.30 Uhr  
 Freitag, 27. Januar 2012, 19.30 Uhr  
 Freitag, 3. Februar 2012, 19.30 Uhr

### Tickets um 20% reduziert

Kat. I	Fr. 111.–	statt 139.–
Kat. II	Fr. 95.–	statt 119.–
Kat. III	Fr. 79.–	statt 99.–
Kat. IV	Fr. 63.–	statt 79.–
Kat. V	Fr. 47.–	statt 59.–

### Veranstaltungsort

Musical-Theater Basel

### Bestellungen

Ticketcorner, Tel. 0900 800 800 (CHF 1.19/Min., Festnetztarif), sowie übliche Vorverkaufsstellen. Bei Buchung das Stichwort «Weltwoche» angeben.

Das Angebot ist nicht mit anderen Aktionen kumulierbar und gilt, solange Vorrat.

### Veranstalter

Freddy Burger Management  
[www.musical.ch](http://www.musical.ch)

# Hildebrands Geschäfte

Ein spekulierender Notenbank-  
Chef ist ein Sicherheitsrisiko.  
Die Medien spielen eine dubiose  
Rolle. Von Roger Köppel

Vor rund zwei Monaten wurde die *Weltwoche* erstmals mit Informationen konfrontiert, die darauf hindeuteten, dass der Präsident der Schweizerischen Nationalbank (SNB), Philipp Hildebrand, persönliche Devisengeschäfte tätigte auf der Grundlage von Insiderwissen. Die brisanten Fakten konnten allerdings nicht zu einem Artikel verwertet werden, weil die entsprechenden Unterlagen unter Verschluss gehalten wurden. Quelle war Hildebrands persönlicher Bankberater, der die privaten Fremdwährungsspekulationen des Notenbank-Chefs für verwerflich hielt und sie aus Gewissensgründen öffentlich machen wollte, zunächst aber davor zurückschreckte. Die mündlichen Äusserungen allein reichten für eine publizistische Aufbereitung nicht.

Mittlerweile haben Recherchen unseres Bundeshaus-Chefs Urs Paul Engeler die Vorwürfe bestätigt. Philipp Hildebrand betrieb nachweislich auf eigene Rechnung Währungsspekulationen in Millionenhöhe. Er kaufte und verkaufte mit Gewinn Devisen, während er als oberster Schweizer Währungshüter gleichzeitig den Wert seiner Devisen an entscheidender Stelle mitbestimmte. Der *Weltwoche* liegen die privaten Kontoauszüge Hildebrands vor. Sie belegen eindeutig, dass der Schweizer Notenbankchef allein im letzten Sommer, als seine SNB massiv in den Devisenmärkten intervenierte, nicht nur einmal, sondern gleich mehrfach Fremdwährungen und Aktien einkaufte.

Es gibt keinen Zweifel: Nicht Hildebrands Frau, wie der Notenbankchef anscheinend erklärte, steckt hinter den Transaktionen. Alle Bewegungen erfolgten auf Hildebrands persönlichem Konto. Wie aus sicherer Quelle hervorgeht, ordnete der SNB-Präsident die Devisengeschäfte auch eigenhändig an. Als ihn sein Bankberater auf die Fragwürdigkeit der Operationen hinwies, soll Hildebrand am Telefon aggressiv geworden sein. Die Aussagen des Bankberaters, der sich mittlerweile selber wegen Verletzung des Bankkundengeheimnisses anzeigte und gleichzeitig gegen den Notenbank-Chef Anzeige erstattete, liegen der *Weltwoche* vor. Der Spekulant heisst Hildebrand.

Der Vorgang ist ein Riesenskandal. Hildebrand muss vom Bundesrat sofort abberufen werden. Ein spekulierender Notenbank-Chef ist ein Sicherheitsrisiko für die Schweiz. Es geht



Im Sinne des Rechtsstaats.

nicht an, dass SNB-Mitarbeiter ihr Insiderwissen für private Geschäfte nutzen. Obschon die einschlägigen Regeln geheimgehalten werden, ist es absolut abwegig, wenn Direktoriumsmitglieder unserer Nationalbank auf den Devisenmärkten, die sie währungspolitisch beeinflussen, in die eigenen Taschen wirtschaften. Was Hildebrand antrieb, bleibt ein Rätsel. Gier? Geltungsdrang? Die internationalen Währungsturbulenzen scheinen ihn regelrecht angestachelt zu haben wie einen süchtigen Spieler.

Der Fall zieht weite Kreise. Eine Mehrheit im Bundesrat deckt noch immer den Notenbank-Chef. Die staatlichen Prüfer verteilen via Sonntagspresse Persilscheine. Das oberste Aufsichtsorgan der SNB, der Bankrat, stellt sich nibelungentreu hinter Hildebrand. Man reibt sich fassungslos die Augen. Die Behörden geben vor, Hildebrands Geschäfte akribisch durchleuchtet zu haben. Das stimmt entweder nicht, oder es wird mit Vorsatz vertuscht und gelogen: Wenn Bundes- wie Bankrat einen Notenbank-Chef stützen, der nachweislich auf seinem Privatkonto Devisengeschäfte tätigt, während er als Währungshüter die Devisenkurse steuert, dann wächst sich die Affäre Hildebrand zu einer Staatsaffäre aus.

Wir haben in anderem Zusammenhang darauf hingewiesen: Die Behörden nehmen ihre Kontrollpflichten gegenüber der SNB nicht ausreichend wahr. Der Unabhängigkeitsanspruch der Notenbank wird zum Freibrief für

Verantwortungslosigkeit auf allen Stufen. Das Problem wird aus Bequemlichkeit verdrängt. Aber auch die Medien haben versagt. Seit Monaten umgeben die grossen Verlagshäuser die SNB und ihren Präsidenten mit einem Schutzschirm. Kritik wird zur parteipolitischen Kampagne erklärt und abgeblockt. Als die *Weltwoche* nach den Milliardenverlusten der SNB im Frühjahr 2010 erstmals die Kompetenz und Integrität des Notenbank-Chefs anzweifelte («Der Falschmünzer»), musste sie sich unlautere Motive und parteipolitische Verwicklungen unterstellen lassen. Es konnte nicht sein, was nicht sein durfte.

Die Heiligsprechung Hildebrands erreichte über die Feiertage neue Höhen. Die Schutzbehauptungen aus dem Lager der Notenbank wurden willfährig übernommen. Man versucht, den Fall Hildebrand gegen Hildebrands Kritiker zu drehen. Die Überbringer der schlechten Nachricht werden zu Tätern, der Täter wird zum Opfer erklärt. Unheimlich wirkt der Filz zwischen medialen und gouvernementalen Eliten. Der Chefredaktor der Sonntags-NZZ etwa verkaufte seinen Lesern als Tatsache, nicht Hildebrand, sondern Ehefrau Kashya habe die fraglichen Devisengeschäfte auf ihrem eigenen Konto getätigt. Beides ist falsch, wie die der *Weltwoche* vorliegenden Dokumente belegen.

Die *Weltwoche* ist bekannt für ihre kritische Berichterstattung über die Nationalbank. Dahinter stecken nicht parteipolitische oder andere ausserjournalistische Absichten. Im Gegenteil. Wir betrachten es als unsere vornehmste Pflicht, die Behörden kritisch zu durchleuchten. Der Staat ist als Monopol legitimer Gewaltanwendung die mächtigste Institution im Land. Seine Organe sind nicht dem Wettbewerb und der Konkurrenz ausgesetzt, was sie anfällig macht für Missstände bis hin zur Korruption. Deshalb ist es besonders wichtig, dass Journalisten hinter die Kulissen blicken und Transparenz herstellen, wo sie sich von selbst nicht ergibt.

Wohlverstanden: Nicht alles, was geheim ist, muss enthüllt werden. Wer das Amtsgeheimnis oder, wie in diesem Fall, das Bankkundengeheimnis ritzt, muss dafür höhere Gründe geltend machen können. Journalisten tragen grosse Verantwortung. Sie besteht darin, zu unterscheiden zwischen echten Missständen und dem, was bloss die Neugier oder die Sensationslust befriedigt. Es stimmt, dass sich der Bankberater, der Hildebrands Kontodaten an die Presse weiterreichte, der Bankgeheimnisverletzung strafbar machte. Sein Motiv aber stimmt. Der oberste Schweizer Währungshüter darf nicht unter dem Schutz des Bankgeheimnisses sein Amt missbrauchen. Es liegt im Sinne des Rechtsstaats, das Recht zu verletzen, wenn schlimmere Verfehlungen unterbunden werden können.



*Mut und Kraft:* Whistleblowerin Zopfi. Seite 23



*Comeback:* «Superman IV», 1987. Seite 55



*Brutal:* Mord in Bollingen. Seite 30



*Insider-Dealer:* SNB-Chef Hildebrand. Seite 12

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

9 Kommentar Hildebrand muss gehen

9 Im Auge David Beckham, Fussballveteran

10 Kommentar Calmy-Reys Abschiedsgeschenk

11 Personenkontrolle Abegg, Lipp, Hildebrand, Bäumle, Fehr

11 Nachruf Charlotte Kerr, Witwe

### 12 **Philipp Hildebrands Insider-Geschäfte**

Der oberste Währungshüter belügt die Öffentlichkeit, der Bankrat segnet seine unlauteren Währungsspekulationen ab

14 Fakten Der Sarasin-Banker hat Strafanzeige eingereicht

15 Aufsicht Das Communiqué des Bankrates der SNB

16 Die Deutschen FDP hat fertig

16 Wirtschaft Demokratie und Kapitalismus

17 Ausland Drohgebärden am Persischen Golf

18 Mörgeli Ära vor Hildebrand, Ära nach Hildebrand

18 Bodenmann Bankgeheimnis definitiv futsch

19 Medien Der Journalismus im Fall Hildebrand

19 Kostenkontrolle 1,1 Milliarden für Klimazertifikate

20 Leserbriefe / Darf man das?

## Hintergrund

### 22 **Politik aus Lausanne**

Bundesrichter greifen die Hoheit von Volk und Parlament an

23 Offener Brief «Liebes Bundesgericht»

### 24 **Am Tiefpunkt**

Das Asylwesen ist im ersten Amtsjahr von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) aus dem Ruder gelaufen

### 26 **«Dumme Sprüche»**

Der Gründer des Paul-Scherrer-Instituts, Jean-Pierre Blaser, sieht die Energiepolitik von Fehlinformationen bestimmt

28 Sport Daumenschrauben für die Fifa

29 Essay Gefahr eines Flächenbrands

### 30 **Mord im Schneegestöber**

Vor dem C.-G.-Jung-Haus am Zürichsee wird ein Millionär erschlagen. Die Justiz hilft wenig bei der Klärung

### 34 **«Beispiel für die ganze Welt»**

Vor zehn Jahren wurde der Euro als Zahlungsmittel eingeführt. Heute sind die falschen Propheten entlarvt

35 Euro Der erste Skeptiker

### 36 **«Sieben magere Jahre»**

Kanzlerberater Roland Berger erklärt, warum ein Austritt aus der Euro-Zone für die Deutschen nicht sinnvoll wäre

### 38 **«Wie die Steinböcke»**

Schlacht von Morgarten – Teil 1 der neuen *Weltwoche*-Serie

### 42 **Du bist, was du trägst**

Wie modisch soll eine Politikerin oder First Lady sein?

### 44 **Rundum-Service für Peppino und Fidji**

Die Tiermedizin hat sich der Humanmedizin angenähert – Reportage aus einer Luxustierklinik



«Wladimir Putin schätzt Loyalität über alles»: Journalist Kondraschow. Seite 46

## Interview

### 46 «Russland braucht Lösungen»

Andrei Kondraschow, Chefreporter des staatlichen russischen Fernsehens RTR, über die Pressefreiheit in Russland, Wahlfälschungen, Präsident Putin und Russlands Probleme als tickende Zeitbomben

## Stil & Kultur

### 50 Stil & Kultur Hoch das Bein!

### 52 Bestseller

### 52 Glasers Güllen

Ein neuer Film zeichnet das Leben des Schriftstellers Friedrich Glauser nach

### 55 Es wuchert die Berserker-Auftrumpferei

Die Traumfabrik sucht ihr Heil in kolossalen Superhelden-Inszenierungen

### 57 Jazz Irène Schweizer

### 58 Top 10

### 58 Kino «Der Leichenverbrenner»

### 59 Fernseh-Kritik «Eco»

### 60 Namen Diesen Frauen gehört das neue Jahr

### 61 MvH Mein Adler

### 61 Gesellschaft Wann hält eine Beziehung?

### 62 Die Besten Erste Frühjahrsboten

### 63 Thiel Die Konkordanz der Konkordanz

### 63 Wein Vinfox 2012. Der umfassende Wein-Einkaufsführer

### 65 Auto New Bentley Continental GT

### 66 Hochzeit Kevin Cotter

## Autoren in dieser Ausgabe

### Roland Rino Büchel



Der 47-jährige Sportmanager und SVP-Nationalrat war u. a. Marketingchef von Fussball-Junioren-Weltmeisterschaften. In seinem Beitrag fordert er eine sofortige Selbstregulierung des Weltfussballverbands Fifa sowie härtere Sanktionen gegen Korruption in den Sportverbänden. Seite 28

### Andreas Gross



Der SP-Nationalrat war von 1979 bis 1983 Präsident der Schweizer Juso und hat für den Europarat über sechzig Wahlen und Abstimmungen beobachtet. In seinem Essay schreibt er, warum einige Junggenossen mit ihrer «Protestaktion» gegen eine SVP-Initiative zu weit gegangen sind. Seite 29

# KRISEN KANN MAN ÜBERLEBEN. ODER MEISTERN.

Das MAZ Luzern hat in Partnerschaft mit der HWZ Hochschule für Wirtschaft Zürich den Weiterbildungs-Studiengang CAS Krisenkommunikation 2011 entwickelt. In den Modulen Krisengrundlagen, Krisenvorbereitung, Krisenbewältigung und Krisennachbearbeitung wird alles vermittelt, was ein Kommunikationsprofi kennen und wissen muss: die richtigen Instrumente und das korrekte Verhalten in Krisensituationen. Jetzt informieren. Und anmelden.

# maz

DIE SCHWEIZER JOURNALISTENSCHULE

Murbacherstrasse 3, 6003 Luzern, 041 226 33 33  
office@maz.ch, www.maz.ch

**JETZT  
LASSEN  
WIR DEN  
WORTEN  
DATEN  
FOLGEN.  
PUNKT.**



© Marketing und Kommunikation

**1+1 = finanzen.ch!** Das neue, umfassende Börsen- und Finanzportal der Schweiz bringt das Beste zweier Welten voll auf den Punkt: Finanzinformationen mit klarem Fokus auf die Schweiz von **finanzen.net**, dem grössten Finanz- und Börsenportal im deutschsprachigen Raum sowie einen laufend aktualisierten und redaktionell aufbereiteten Börsenticker und redaktionelle Hintergrund-Reports von **STOCKS**, dem grössten Anleger-Magazin der Schweiz. Für Aktien, Fonds, Rohstoffe, Strukturierte Produkte, Devisen. Dazu alle relevanten internationalen Daten, vertiefte Analysen, kostenlose Portfolios, hohe Nutzerfreundlichkeit und, **einzigartig in der Schweiz: kostenlose Realtime-Push-Kurse**. Unabhängig. Umfassend. Schnell.

Seit Punkt 5. Januar 2012 auf Ihrem Bildschirm.

**finanzen.ch**  
Das Schweizer Anleger-Portal. Realtime.



# Hildebrand muss gehen

Von Philipp Gut — Die Glaubwürdigkeit des SNB-Chefs ist dahin. Um das Ansehen und die Handlungsfähigkeit der Nationalbank nicht weiter zu beschädigen, bleibt ihm nur eines: der Rücktritt.



**Inakzeptables Verhalten:** Nationalbank-Präsident Hildebrand.

Nach den neusten Enthüllungen über die Insidergeschäfte von SNB-Chef Philipp Hildebrand steht fest: Die grösste Gefahr für die Schweizerische Nationalbank sind nicht deren Kritiker. Die grösste Gefahr für die Schweizerische Nationalbank ist deren Präsident.

Hildebrand hat, wie die *Weltwoche* in dieser Ausgabe detailliert belegt, wiederholt Devisenspekulationen getätigt. Was, wie er in einem *Bilanz-Interview* selber sagte, interne Regeln verletzt und gegen das Strafgesetz verstösst. Während er mit fragwürdigen und letztlich vergeblichen Interventionen zur Stützung des Euro Milliardenverluste zulasten der Allgemeinheit einfuhr, nutzte er sein Insiderwissen zu privaten Spekulationen aus. Ein inakzeptables Verhalten für den obersten Währungshüter des Landes. Bereits ist gegen Hildebrand Strafanzeige erstattet worden.

Hildebrands Taten fallen moralisch umso stärker ins Gewicht, als er immer wieder lautstark nach strengeren Regeln für die Banken gerufen hat. Jetzt ist der gefeierte «Rockstar» (*Tages-Anzeiger*) als Heuchler entlarvt.

Aber nicht nur Hildebrands persönliche Integrität und seine charakterliche Eignung für das anspruchsvolle Amt stehen in Frage. Die illegalen Geschäfte und der Versuch, sie zu vertuschen, beschädigen das Ansehen und die Glaubwürdigkeit der Nationalbank schwer.

Mit dem belasteten Präsidenten an der Spitze ist sie nicht mehr handlungsfähig.

Das Debakel, in das Hildebrand die Nationalbank geritten hat, kommt zum ungünstigsten Zeitpunkt. Kaum je in ihrer Geschichte sah sich die Schweizer Notenbank einer derart schwierigen Lage gegenüber wie heute. Der Euro-Raum zeigt dramatische Auflösungserscheinungen, die Aussichten für die Weltwirtschaft sind düster. Einen angeschlagenen Nationalbankpräsidenten kann man sich eigentlich nie leisten. Erst recht nicht in dieser Situation.

## Institutionen beschädigen sich selber

Um die Nationalbank vor unliebsamem Gegendruck zu schützen, wurde ihren Kritikern immer wieder vorgeworfen, sie beschädigten «die Institutionen». Der Fall ist das Gegenteil: Der fehlbare Präsident beschädigt die SNB selber. Darin liegt die bittere Ironie der Geschichte.

Hildebrand bleibt nur eines: Um der Nationalbank und der Schweiz nicht weiteren Schaden zuzufügen, sollte er seinen Rücktritt einreichen. Falls er sich dieser Einsicht verweigert, wäre das Aufsichtsorgan, der Bankrat, gefragt. Gemäss SNB-Gesetz kann dieser «Abberufungsanträge zuhanden des Bundesrats

>>> Fortsetzung auf Seite 10

# Dein Alter?



David Beckham, Fussballveteran

Der Stern David Robert Joseph Beckhams strahlt also weiterhin in der Fussballgalaxy von Los Angeles. Aber «Becks» hat ein Problem, dessen intimes Ausmass nur wenigen Menschen vertraut ist: seiner Ehefrau Victoria, seinen Mitduschern und Männern wie Louis Molloy und Mark Mahoney sowie einem Körperkünstler in Hongkong, der Mandarin beherrscht – den Nadelexperten, die Torso und Gliedmassen des Edelkickers mit Tattoos verstecken. Der Chinese brannte ihm die Weisheit unter die Haut: «Reichtum und Ehre hängen vom Himmel ab.» Es stellt sich die Frage: Gibt es auf der gestalterischen Nutzfläche David Beckhams noch Parzellen für weitere Eintragungen? Hingegen ist die Gewissensfrage vom Rasen, ob das Monatsalär von brutto 800 000 Euro, das der FC Paris SG dem Briten geboten hatte, «unmoralisch» sei, wie achtzig Prozent bei einer Umfrage des *Figaro* urteilten.

Beckham, 37, ist wie seine Victoria berühmt dafür, berühmt zu sein. Eine Marketing-Erfindung («Der Metrosexuelle»). In der Arena bringt der Zirkusnomade noch ein paar Bananenflanken zustande, überrascht aber immer wieder mit neuer Frisur. Damit verdient er mehr als der Weltfussballer Messi, und es ist fast unerheblich, ob er gerade in Manchester, Madrid, Los Angeles, Mailand und Los Angeles kickt. In Paris hatte sich die linke Abgeordnete Eva Joly schon um seine fragilen Kniegelenke gesorgt: «Bald wird er nur noch Trikots verkaufen können.» Das ist längst sein wahrer Beruf: seine zweite Haut zu verramschen. Real Madrid nahm in vier Jahren 440 Millionen Euro hauptsächlich mit Beckham-Leibchen ein. Finden wir hier das Motiv seiner zwanghaften Fixierung auf sein eigenes Fell, den Schlüssel zur Tattoo-Manie, zum Kult mit der schmerzhaft eingravierten Einzigartigkeit des eigenen Körpers? Vielleicht verfliegt eines Tages der ganze Beckham-Zauber, wenn Brooklyn Joseph, dem Erstgeborenen (\*1999) seiner vier Kinder, von Mitschülern geflüstert wird: «Hey, ist dieser grauenhaft tätowierte Kerl im Fernsehen nicht Dein Alter?»

Peter Hartmann

stellen». In Artikel 45 («Abberufung und Ersatzwahl») heisst es: «Ein Mitglied des Direktoriums oder eine Stellvertreterin oder ein Stellvertreter kann während der Amtsdauer vom Bundesrat auf Antrag des Bankrats des Amtes enthoben werden, wenn die betreffende Person die Voraussetzungen für dessen Ausübung nicht mehr erfüllt oder eine schwere Verfehlung begangen hat.» Der Bundesrat müsste dann eine Ersatzwahl vornehmen.

### Er weibelte für Widmer-Schlumpf

So weit, so klar. Doch damit wäre der Fall nicht erledigt. Der Bankrat hat Hildebrand das Vertrauen ausgesprochen – nach Angaben der SNB im Vollbesitz sämtlicher Informationen über dessen private Kontobewegungen.

Es gibt nur zwei Möglichkeiten, und beide sind unerfreulich: Entweder hat der Bankrat tatsächlich alles gewusst und deckt Hildebrands Verfehlungen. Oder er liess sich von ihm täuschen. Bankratspräsident Hansueli Raggenbass (CVP) muss schnellstens Klarheit schaffen, um einen moralischen Totalschaden für die Nationalbank abzuwehren.

Auch der Bundesrat, der über den Fall informiert war und Hildebrand gewähren liess, ist mitverantwortlich – und Teil des Skandals. Die Führung bei der Bereinigung der Affäre müsste Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) übernehmen. Müsste. In Tat und Wahrheit hat Widmer-Schlumpf gemäss Recherchen der *Weltwoche* das Gegenteil getan: Die Finanzministerin führte jene unkritische Mehrheit im Bundesrat an, die Hildebrand am 17. Dezember in einer eilends einberufenen Sonder- und Krisensitzung stützte und beschloss, den Mantel des obrigkeitlichen Schweigens über die Affäre zu breiten. Noch am Dienstag dieser Woche sprach der Bundesrat Hildebrand das «Vertrauen» aus.

Man kann sich des Eindrucks einer imposanten Berner Filzdecke nicht erwehren. Während der UBS-Krise fiel Hildebrand dadurch auf, dass er für Bundesrätin Widmer-Schlumpf weibelte und allen, die es hören wollten oder nicht, erzählte, welch angeblich grossartige Arbeit die Bündnerin leiste. Das Lobbying zahlte sich offensichtlich aus. Eine Hand wäscht die andere.

Dass der Nationalbankpräsident krumme Geschäfte macht, ist bedenklich genug. Beinahe noch beunruhigender ist, dass er dabei von den Aufsichtsgremien gedeckt wird – bis hinauf in die Regierung. In einem Land, das für sich in Anspruch nimmt, eines der weltweit saubersten und korrektesten zu sein, dürfte das nicht vorkommen. Und es müsste eigentlich Konsequenzen haben.

Nicht nur für Philipp Hildebrand.

Mehr zum Thema: Seite 5, 11, 12, 18, 19

## Kommentar

# Calmy-Reys Abschiedsgeschenk

Von Florian Schwab — Calmy-Reys Schützling fährt in Washington eine Frau tot. Die ehemalige Bundespräsidentin hinterlässt den Steuerzahlern ein kostspieliges Rechtsverfahren.

**A**uch das noch: Kamal «Omar» Mortada, ein ehemaliger Bediensteter des Gaddafi-Sohnes Hannibal, hat in Washington eine Fussgängerin totgefahren. Der Schweiz trägt das jetzt eine Klage von zehn Millionen US-Dollar ein, denn Kamal stand im Sold der Schweizer Botschaft.

Über den Marokkaner könnte man einen spannenden Actionfilm drehen: Im Juli 2008 zeigten er und eine weitere Angestellte ihren Chef Hannibal bei der Genfer Polizei wegen Körperverletzung an. Dieser soll die beiden in einem Hotel verprügelt haben. Die Polizei sperrte den prominenten Missetäter über das Wochenende ein, bevor er am darauffolgenden Montag gegen Kautionsfreilassung wurde. Das harsche Vorgehen der Justiz gegen den Diktatorensohn beschwor den Zorn Gaddafis herauf und löste einen diplomatischen Eklat aus, wie er hierzulande selten ist. Als Rache für die Behandlung seines Sohnes setzte der libysche Diktator zwei Schweizer als Geiseln fest, worauf Bundespräsident Merz (FDP) mehrmals als erfolgloser Bittsteller nach Tripolis flog. Seine Missionen gerieten zum Debakel und für die Schweiz zur Peinlichkeit. Vor einem Londoner Schiedsgericht musste sich die Schweiz mit dem Schurkenstaat arrangieren.

### Gefährliche Personen

Unterdessen nahm sich seine Bundesratskollegin Micheline Calmy-Rey (SP) der beiden mutmasslichen Gaddafi-Opfer in ihrer Heimatstadt an. Trotz Ungereimtheiten in der Anzeige des Duos gegen Hannibal: Die Bundesrätin erkor das Duo zu ihren persönlichen Schutzbefohlenen und erfand eine für den Steuerzahler teure «moralische Verantwortung»: Als «gefährdete Personen» wurden Kamal und seine Kollegin zuerst in der Schweiz unter Polizeischutz gestellt, in einer rund um die Uhr bewachten Wohnung untergebracht und dann in die Schweizer Botschaft in Washington ausgeflogen. Laut einer Verlautbarung des Botschafters sollten sie dort ein unauffälliges Dasein fristen, um vor Gaddafis langem Arm in Sicherheit zu sein.

Mit der Unauffälligkeit nahm man es aber nicht sehr genau. Trotz der angeblich hohen Bedrohungslage war der Schützling der Bundesrätin seit zwei Jahren als Kurier im Einsatz, und dies nicht nur auf dem Botschaftsgelände, sondern mit dem Dienstwagen in ganz Washington, wo er Anfang Oktober 2011 am helllichten Tag eine Fussgängerin totfährt. Der



Tragödie in Washington: Micheline Calmy-Rey.

Ehemann des Opfers, ein bekannter US-Anwalt, verklagt die Schweiz jetzt auf die Zahlung von zehn Millionen US-Dollar. Verschiedene Rechtsexperten erwarten, dass die Affäre in einem teuren Vergleich enden wird.

Für diese Entwicklung und die entstehenden Kosten verantwortlich ist letztlich Calmy-Rey. Sie hat die Angelegenheit zur Chefsache erkoren und hinter dem Rücken ihrer Bundesratskollegen die beiden ehemaligen Gaddafi-Angestellten auf Kosten des Steuerzahlers nach Washington verfrachtet. Dass sie dabei nicht klare Order erliess, Kamal ausschliesslich hinter den schützenden Mauern des Botschaftsgeländes einzusetzen, ist, gemessen an der vom EDA diagnostizierten Bedrohungslage, grobfahrlässig. Für den GAU gerade stehen wird jedoch nicht die Fehlbar, die mit einem jährlichen «Ruhegehalt» von mehr als 200 000 Schweizer Franken bis ans Lebensende alimentiert wird, sondern schon wieder der Schweizer Steuerzahler.

Wohl noch nie hat ein abtretender Bundesrat dem Land ein solch teures «Abschiedsgeschenk» hinterlassen wie die von Medien und Teilen der Bevölkerung wohlwollend bejubelte Matadorin der sogenannten aktiven Neutralität.

Mitarbeit: Urs Gehrig

## Personenkontrolle

### Abegg, Lipp, Hildebrand, Bäumle, Fehr

Kurz vor Weihnachten erreichte ein ungewöhnliches Telefonat die Redaktion der *Weltwoche*. **Werner Abegg**, Sprecher der Schweizerischen Nationalbank (SNB), wollte wissen, ob es noch Fragen gebe, die zu beantworten er vergessen habe. Abeggs Dienstbeflissenheit löste Erstaunen aus, weil die Redaktion gar keine Anfrage gestellt hatte und der Nationalbank-Sprecher sonst konkreten Fragen gerne mit dem Hinweis auf «Vertraulichkeit» ausweicht. Dass er bei seinem Anruf an die umstrittenen Devisentransaktionen seines Chefs dachte, sagte er nicht. Ebenfalls unerwähnt liess er seine Befürchtung, die *Weltwoche* würde die Hildebrand-Story (siehe Seite 12) bereits in der Jahresendnummer aufgreifen. Stattdessen begründete er seinen Anruf mit dem Hin-



«Noch Fragen?»: SNB-Sprecher Abegg.

weis auf Computerprobleme bei der SNB. Dadurch könnten mögliche Anfragen verlorengegangen sein, sagte Abegg. (*heu*)

Dass «Eco»-Moderator und «Wirtschaftsjournalist des Jahres» **Reto Lipp** seinen Job beim SRF mit demjenigen des Pressesprechers der Nationalbank verwechselt, wurde an dieser Stelle bereits vor zwei Wochen festgestellt. Neu ist, dass Reto Lipp die Rolle des journalistischen Beobachters ganz verlässt. Statt wie im Hildebrand-Exklusivinterview zum Jahresende nur harmlos-unkritisch zu fragen, ergriff Lipp am Dienstag auf seinem Weblog Partei für Hildebrand: Gegen den SNB-Präsidenten laufe eine «Kampagne», welche die Volkswirtschaft «schädigt» und «Arbeitsplätze gefährdet». Gefährdet ist in erster Linie der Arbeitsplatz von **Philipp Hildebrand**. Mit oder ohne Pressesprecher Reto Lipp. (*fsc*)

Auf einem Flyer, mit dem sie die Überbauung des Flugplatzes Dübendorf propagieren (Volksmund: Abu Dübi), stellen die Promotoren des *Swiss Innovation Park* ihren Mitstreiter **Martin Bäumle** als «Unternehmer» vor. Selber bezeichnet sich der grünliberale National-



*Hart im Nehmen*: GLP-Chef Bäumle.

rat und Parteipräsident auf seiner Homepage als «Auftragnehmer». Wo liegt der Unterschied? Wie Bäumle auf Anfrage einräumt, sei «Unternehmer klar übertrieben». Seine Einzelfirma für Luftmessungen sei seit 2007 nur noch auf dem Papier aktiv. Sie habe seither auch keine Aufträge mehr angenommen. «Meine Firma ist zurzeit die GLP», witzelt der Politiker, der seinen Lebensunterhalt dank zahlreicher Ämter aus der Staatskasse bestreitet. Warum also lässt er sich auf Promotions-flyern nicht schlicht und einfach als «Steuernehmer» betiteln? (*axb*)

In wessen Dienst stehen die Politiker, die ins Bundeshaus wollen? Diese Frage stellte die *Weltwoche* zwei Monate vor den Parlamentswahlen. Die Auswertung der grössten vier Deutschschweizer Kantone brachte Erstaunliches zutage: Mehr als die Hälfte der Kandidaten arbeitet für die Verwaltung oder bei staatsnahen Betrieben und Lobbygruppen (*Weltwoche* Nr. 35/11). Besonders gross ist der Anteil der Beamten bei der SP (37 Prozent) und den Grünen (41 Prozent). Selbst Parteipräsident **Ueli Leuenberger** war über das Resultat überrascht. Der ehemalige SP-Präsident **Hans-Jürg Fehr** ist da schon weiter. In einem Interview mit dem *Landboten* ortete er die Gründe für die Staatsabhängigkeit seiner Genossen da, wo für Fehr alles Üble herkommt: bei der Privatwirtschaft. «Sozialdemokraten haben in der Privatwirtschaft nicht viele Möglichkeiten, in Führungspositionen zu kommen.» Viele der besten Köpfe der SP setzten deshalb auf die Politik. «Der Staat ist so quasi unsere Firma.» (*cal*)



*Abhängig vom Staat*: SP-Präsident Fehr.

## Nachruf



*Treibende Kraft*: Witwe Kerr.

**Charlotte Kerr** — Ein heiliger Furor war um sie, wie er Witwen grosser Männer eigen sein kann. Sie war die Witfrau von Friedrich Dürrenmatt, zwanzig Jahre lang. Ihr Witwenstand war der Kothurn, auf dem sie wandelte, und wer ihn mit kritischen Fragen bedachte, dem verbot sie deren Veröffentlichung (wie der Schreibenden) oder der wurde mit einem Prozess bedacht wie Hugo Loetscher. Charlotte Kerr kämpfte um das richtige Bild ihres Gatten wie eine Tigerin, eifernd, unbeliebt, virtuos.

Dabei hatte sie eine Karriere vor Fritz, die Frau von Leni Riefenstahls Produzent Harry R. Sokal, als Regisseurin, als Autorin von Fernsehporträts über Robert Altman, Billy Wilder und Melina Mercouri oder als Schauspielerin (General Lydia van Dyke in «Raumpatrouille Orion»). Und sie half Dürrenmatt aus seiner wohl schwersten Lebenskrise nach dem Tod seiner Frau Lotti, mit der er 37 Jahre verheiratet gewesen war; die sieben letzten Jahre mit Charlotte Kerr inspirierten ihn doch zu Büchern wie «Der Auftrag», «Justiz» oder «Durcheinandertal».

Nach dem Tod von Friedrich Dürrenmatt war sie die treibende Kraft hinter der Realisierung des Centre Dürrenmatt an ihrem Wohnsitz. Halb Andachtsbunker, halb Nekropole, ihr Wunscharchitekt war kein Geringerer als Mario Botta. Doch in den monumentalen Mauern fehlt das Eigentliche, Dürrenmatts Grab. Charlotte Kerr nahm sich das Recht, über den Ort seiner letzten Ruhestätte zu schweigen. Ihr Tod wird nun der Anlass sein, dieses Geheimnis endlich zu lüften.

*Daniele Muscionico*

# Spekulant Hildebrand

Von Urs Paul Engeler — Zwei Telefonate brauchte der oberste Währungshüter, um 75 000 Franken zu «verdienen». Philipp Hildebrand betreibt Insider-Geschäfte, belügt die Öffentlichkeit. Und der Bankrat segnet seine unlauteren Währungsspekulationen ab. Jetzt ist die Justiz am Zug.



Satte Gewinne: SNB-Präsident Hildebrand.

Den Dollar-Kauf, den Frau Kashya Hildebrand, Galeristin in Zürich, am 15. August für sich und ihr Töchterchen Natalia, 11, getätigt haben soll, hat in Wirklichkeit ihr Mann Philipp Hildebrand, Präsident des Direktoriums der Schweizerischen Nationalbank (SNB), auf einem seiner eigenen Bankkonti vorgenommen, das er bei der Privatbank Sarasin unterhält. Genau 400 000 Franken investierte er per Anruf in dieses risikolose Geschäft. Nach der Frankenabwertung, die er als oberster Währungshüter alsdann beschlossen und am 6. September 2011 verkündet hatte, verkaufte er, wieder über sein eigenes Konto handelnd, Anfang Oktober die rund 500 000 Dollar mit einem satten Gewinn von 75 000 Franken.

Diese unstatthafte Transaktion war keineswegs das einzige Insidergeschäft, das der allseits applaudierte Star-Banker Hildebrand getätigt hat. Ein Blick in sein Sarasin-Konto

belegt: Der Mann, der andern Bankangestellten immer strengere Vorschriften zumutet, der Stabilität garantieren soll, der die Schweiz international repräsentiert und seit kurzem den Titel eines Vizepräsidenten des internationalen Finanzstabilitätsrats (FSB) führt, ist ein Währungsspekulant. Regelmässig kauft und verkauft der Trader, der pro Jahr allein als SNB-Präsident 995 000 Franken verdient, dank seines Insiderwissens Dollars und Euros.

## Alles auf dem eigenen Konto

Ein kleiner Angestellter der Bank Sarasin – nennen wir ihn in Anlehnung an den legendären Informanten der Watergate-Affäre «Deep Throat II» – hat diese Praktiken nun publik gemacht. In der Zwischenzeit hat er sich gleich selbst wegen Verletzung des Bankgeheimnisses angezeigt. Die Zürcher Staatsanwaltschaft III für Wirtschaftsdelikte bearbeitet

den Fall. Da «Deep Throat II», der bereits vor Weihnachten die (offenbar desinteressierte oder ängstliche) *Blick*-Redaktion informiert hatte, seinerseits Hildebrand wegen Verletzung des Börsengesetzes angezeigt und als Beleg Bankdaten beigebracht hat, interessiert die Zürcher Justiz sich nun nicht nur für «Deep Throat II», sondern auch für die Geschäfte des Schweizer Notenbankchefs. So wird möglich bis wahrscheinlich, dass gegen Hildebrand ein Strafverfahren eröffnet wird. Insider-Transaktionen sind Offizialdelikte; sie müssen von Amtes wegen verfolgt werden.

Artikel 161 des Strafgesetzbuchs ist klar: «Wer als Mitglied des Verwaltungsrates, der Geschäftsleitung, der Revisionsstelle oder als Beauftragter einer Aktiengesellschaft oder einer sie beherrschenden oder von ihr abhängigen Gesellschaft, als Mitglied einer Behörde oder als Beamter, oder als Hilfsperson einer der vorgenannten Personen, sich oder einem andern einen Vermögensvorteil verschafft, indem er die Kenntnis einer vertraulichen Tatsache, deren Bekanntwerden den Kurs von in der Schweiz börslich oder vorbörslich gehandelten Aktien, andern Wertschriften oder entsprechenden Bucheffekten der Gesellschaft oder von Optionen auf solche in voraussehbarer Weise erheblich beeinflussen wird, ausnützt oder diese Tatsache einem Dritten zur Kenntnis bringt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder Geldstrafe bestraft.»

Diese Strafandrohung gilt ebenso für Insidergeschäfte von Angehörigen: «Wer eine solche Tatsache von einer der in Ziffer 1 genannten Personen unmittelbar oder mittelbar mitgeteilt erhält und sich oder einem andern durch Ausnützen dieser Mitteilung einen Vermögensvorteil verschafft, wird mit Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr oder Geldstrafe bestraft.» Die Ausrede mit der Frau als Täterin, die sämtliche Medien brav übernommen haben, verschiebt nur das Problem.

## Grossangelegter Vertuschungsversuch

Beinahe hätte der grossangelegte und raffiniert eingefädelte Versuch, die Machenschaften Hildebrands zu vertuschen, sein Ziel erreicht. Nur kurz flackerte Staunen und Nervosität durch einige Redaktionsstuben, als am Abend des Freitags, des 23. Dezember, die Schweizerische Nationalbank per Communiqué unvermutet verbreitete, ihr Präsident Philipp Hildebrand geniesse weiterhin das uneingeschränkte Vertrauen des Bankrats, des elf-

Currency	CHF										
Date of Birth	18.07.1963										
Domicile	Schweiz										
Address	Mr. Philipp Hildebrand										
Equities								0.00	130704.40	7.96	8.23
Equities Switzerland								0.00	117744.40	6.71	84.26
500 Nestlé SA Nam (3066335) CHF 0970					CHF	48.72	CHF	51.80	25900.00	1.47	21.91
200 Roche Holding AG -0S- (1203204) CHF 0970					CHF	130.42	CHF	140.90	28180.00	1.60	23.93
815 Swiss Re AG Nam. (1266158) CHF 0970					CHF	47.85	CHF	45.76	28142.40	1.60	23.90
180 Zurich Fin.Serv.N. (1107539) CHF 0870					CHF	208.80	CHF	197.90	36522.00	2.03	30.25
Equities North America								0.00	21960.00	1.25	15.72
1800 Weatherford Intern.AG Nam. (3653639) CHF 0970					CHF	14.11	CHF	12.20	21960.00	1.25	100.00
373061525	2011-10-05	2011-10-04	2011-10-06	2011-10-04	DOM_PAY	-950000.00	676008.48	Bank giro			
373060730	2011-10-04	2011-10-04	2011-10-06	2011-10-04	FOREX	475000.00	1129008.48	Forex spot USD -516,192.13 (USD/CHF 0.9202)			
371904169	2011-09-21	2011-09-21	2011-09-22	2011-09-21	DOM_PAY	-507000.00	1151088.48	Bank giro			
368587544	2011-06-15	2011-06-15	2011-06-18	2011-06-15	B	-10203.53	1251506.48	720 Weatherford Intern.AG Nam. (3653639) (13.56 CHF)			
368587528	2011-06-15	2011-06-15	2011-06-18	2011-06-15	B	-25396.93	1262142.01	1,800 Weatherford Intern.AG Nam. (3653639) (13.9444 CHF)			
368587594 (has Post-4)	2011-06-15	2011-06-15	2011-06-17	2011-06-15	FOREX	-15858.00	1267506.94	Forex spot USD 20,000 (USD/CHF 0.7829)			
368587215 (has Post-4)	2011-06-15	2011-06-15	2011-06-17	2011-06-15	FOREX	-364142.00	1303296.94	Forex spot USD 484,477.24 (USD/CHF 0.7529)			
368587498	2011-06-15	2011-06-15	2011-06-18	2011-06-15	B	-9587.37	1268536.94	200 Nestlé SA Nam (3066335) (49.14 CHF)			
368587448	2011-06-15	2011-06-15	2011-06-18	2011-06-15	B	-24960.70	11997526.31	500 Nestlé SA Nam (3066335) (49.14 CHF)			
368587335	2011-06-15	2011-06-15	2011-06-18	2011-06-15	B	-26084.92	1722367.01	200 Roche Holding AG -0S- (1203204) (126.9 CHF)			
352211650	2011-03-18	2011-03-03	2011-03-31	2011-03-03	XFERFEE_BO_REST	0.00	2196000.15	Gebühr für Banque Paribas, 1. Quartal 2011			
353005967 (has Post-4)	2011-03-10	2011-03-10	2011-03-14	2011-03-10	FOREX	-1100000.00	2196000.15	Forex USD 1,173,333.33 (USD/CHF 0.9315)			
350435511	2011-02-18	2011-02-18	2011-02-18	2011-02-18	INPAY	3296000.15	3296000.15	Kaufvertrag Leuzener / Kettner Rechtsanwälte Bern, Postfach 8916, 3001 Bern			

**Hildebrands Bankkonto:** Der Ausriss belegt die wichtigste Transaktion, die er 2011 persönlich vorgenommen hat. Er kaufte am 15. August für 400 000 Franken gut 500 000 US-Dollar. Dieses Paket stiess er am 4. Oktober für 475 000 Franken wieder ab. Daneben deckte er sich am 15. August mit diversen Aktien ein. Ein weiteres grosses Devisengeschäft (jeweils mit «Forex» gekennzeichnet) war der Kauf von 1,733 Millionen US-Dollar am 10. März 2011.

köpfigen Aufsichtsgremiums: Die Gerüchte, Hildebrand habe illegale Geschäfte betrieben, seien haltlos. Zeit zur Recherche blieb keine mehr, und die Getränke der Festtage spülten, wie von der SNB beabsichtigt, die Erinnerung an das «wohl ungewöhnlichste Communiqué in der jüngeren Geschichte der Nationalbank» (so der erfahrene Wirtschaftsjournalist Balz Bruppacher) weg.

### Blocher nur der Briefträger

In einem zweiten Akt lancierten die von Hildebrand auf Bankkosten engagierten PR-Profis am Neujahrstag die grosse Offensive. SVP-Nationalrat Christoph Blocher, so die von der *Sonntagszeitung* und der *NZZ am Sonntag*, den beiden publizistischen Armen des Notenbankchefs, als Hauptstory verbreitete Nachricht, sei es gewesen, der versucht habe, den Notenbankchef anzuschwärzen.

Nun reagieren auch Chefredaktoren von Sonntags-Blättern beim Namen Blocher wie pawlowsche Hunde beim Anblick der Wurst: Hirn aus, Speichel an! Und plötzlich waren nicht mehr die illegalen Deals des heiligen Herrn Hildebrand das Thema, sondern die Tatsache, dass Blocher die frühere Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey (SP) davon in Kenntnis gesetzt hat.

Tatsächlich spielte Blocher in diesem Stück nur die Rolle eines Statisten, nämlich die des Briefträgers. Auslöser der Affäre ist «Deep Throat II», Hildebrands Kundenberater bei der Bank Sarasin und Cie. AG in Zürich. Der Bankangestellte hatte bereits im Oktober seinen Rechtsanwalt über die rechtswidrigen Transaktionen informiert. Ziel war es, eine Strafuntersuchung gegen Hildebrand zu erreichen. Der später informierte Blocher riet davon ab, etwas zu tun, was publik werden könnte; er wollte, dass der Bundesrat als Wahlbehörde der SNB-Spitze die Angelegenheit klärt und (mit einem diskreten, gesundheitlich motivierten Rücktritt Hildebrands) regelt. So präsentierte der SVP-Nationalrat das Papier in einer vertraulichen Sitzung Calmy-Rey. Dieses Vorgehen hat sich als nicht allzu geschickt erwiesen; der direkte Weg zur Justiz hätte wohl mehr Erfolg und weniger Verschleierung versprochen.

Calmy-Rey allerdings nahm die Informationen offenbar ernst, sehr ernst sogar. Auf jeden Fall bot sie Markus Seiler, den Chef des Nachrichtendienstes, Michael Lüpold, den Direktor des Bundesamtes für Justiz, sowie Finanzexperten der Bundespolizei zur geheimen Unterredung vom 15. Dezember auf. Noch am gleichen Tag konfrontierte sie Hildebrand und die Nationalbank mit den Vorwürfen.

Nach dem Alarm aus dem Bundeshaus liess die SNB die Sache anscheinend untersuchen, nicht durch eine gänzlich aussenstehende, wirklich unabhängige Instanz, sondern lediglich durch die von der SNB entlohnte Revisionsgesellschaft PricewaterhouseCoopers (PwC). Was die PwC-Experten gefunden haben und wie sie die Fakten bewertet haben, bleibt geheim. Auch auf hartnäckiges Nachfragen über die Zahl der analysierten Konti und Bankverbindungen sowie über Millionen-Transaktionen Hildebrands verweigert die SNB jede Auskunft. Wie Recherchen der *Weltwoche* zutage fördern, entspricht das SNB-Communiqué (siehe Kasten auf Seite 15) nicht der Wahrheit.

### Geheimhaltung des Bundesrats

Offenbar traute auch Calmy-Rey diesen SNB-Abklärungen nicht und beauftragte ihrerseits Kurt Grüter, den Direktor der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK), und dessen Stellvertreter mit eigenen Nachforschungen. In ihren letzten Amtstagen nahm sie in diesem politisch und ökonomisch explosiven Fall ihre Führungsverantwortung wahr, zumindest vorerst.

Am 23. Dezember traf der Bundesrat, der am 17. Dezember sein Jahresprogramm bereits als beendet erklärt hatte, sich zu einer ausserordentlichen Zusatzsitzung. Einziges Thema

## Die Fakten

# «Es war Philipp Hildebrand!»

## Der Sarasin-Banker hat Strafanzeige eingereicht gegen Insider-Dealer Hildebrand, den Präsidenten der Nationalbank.

In letzter Minute platzte ein Interview mit «Deep Throat II». Der Informant aus dem Hause Sarasin wollte sich nach der Eröffnung eines Strafverfahrens der Zürcher Justizbehörden in der *Weltwoche* nicht weiter äussern. Auch dessen Anwalt, der sich in der aufgeheizten Stimmung noch nicht namentlich exponieren mag, verzichtete darauf, öffentlich die Fragen der *Weltwoche* zu beantworten.

Immerhin bestätigte der Gewährsmann schriftlich einige entscheidende Fakten im Fall der Devisenspekulationen des Nationalbankpräsidenten:

1—Berechtigter Inhaber des Kontos bei der Bank Sarasin ist Philipp Hildebrand, 48, und nicht dessen Frau Kashya, 50, und auch nicht dessen Tochter Natalia, 11.

2—Der Auftrag, am 15. August 2011 für insgesamt 400 000 Schweizer Franken US-Dollars zu kaufen, kam von Philipp Hildebrand persönlich.

3—Der Auftrag, am 4. Oktober 2011 diese Dollar-Position mit Gewinn abzustoßen, kam ebenfalls von Philipp Hildebrand persönlich.

4—Als der Kundenberater Hildebrand auf die Problematik dieser Transaktionen aufmerksam machte, reagierte der SNB-Präsident sehr aggressiv. Er habe den Angestellten verbal derart massiv eingeschüchert, dass dieser sich nicht einmal mehr getraute, die Kontrollstelle der Bank Sarasin auf diesen Handel aufmerksam zu machen. Keine der unteren Chargen der Bank habe danach den Mut aufgebracht, Hildebrands Deals zu stoppen.

5—Der Informant sei sich bewusst, mit seinem Handeln das Bankgeheimnis verletzt zu haben. Doch er habe kein anderes Mittel gesehen, um die Integrität der Nationalbank vor Manipulationen mit Insidergeschäften zu schützen.

6—Der Informant, der sich über die Festtage selbst bei der Polizei angezeigt hat, habe im Gegenzug auch Strafanzeige gegen Philipp Hildebrand eingereicht wegen Verletzung des Börsengesetzes (Insiderhandel) und allfälliger anderer Delikte.

Urs Paul Engeler

der klandestinen Unterredung, die dreieinhalb Stunden (!) dauerte und über die nicht informiert wurde: die seltsamen Geschäfte des Herrn Hildebrand. Dem Vernehmen nach zeigten sich die beiden Sozialdemokratinnen Calmy-Rey und Simonetta Sommaruga sowie SVP-Bundesrat Ueli Maurer besorgt über die explosiven Informationen.

Doch die von Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), als ehemalige Bankrätin eine enge Vertraute Hildebrands, Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP), der ebenfalls eng mit Hildebrand ko-



Besorgt: SP-Bundesrätin Calmy-Rey.

operiert, sowie Doris Leuthard (CVP), einer dritten Anlaufstelle Hildebrands, angeführte Mehrheit blockte. Sie beschloss, einfach den grossen Deckel über die Affäre zu stülpen. Offenbar fühlten sie sich nach dem schriftlichen, aber nicht publizierten Bericht Grüters, der via *Sonntag* eine Unbedenklichkeitserklärung äusserte, sicher. Der oberste Controller des Bundes selbst brauchte vier Tage, um sieben konkrete Fragen der *Weltwoche* mit dem lapidaren Verweis auf die SNB, die keine Fragen beantwortet, zu beantworten...

In einem stundenlangen Hin und Her einigten Bundesrat und SNB-Spitze sich am Freitagnachmittag auf das lügenhafte Communiqué vom 23. Dezember. Da über die Feiertage keine Medien recherchierten und der anschliessende Marsch der enttäuschten Informanten zum *Blick* folgenlos blieb, schien die Affäre per Vertuschung bereinigt.

Detaillierte Fragen, welche die *Weltwoche* vor dem Jahreswechsel schriftlich stellte, schreckten Hildebrand und die SNB offenbar doch noch auf. Allerdings erweist sich der vermeintlich grosse präventive Gegenschlag, den sie mit dem Thema Blocher führen wollten, nun als fataler Fehler, weil die ersten Lügen mit noch penetranteren Lügen gesteigert werden. So schreibt der von Hildebrand und seinen Helfershelfern fehlinformierte Chefredaktor der *NZZ am Sonntag* wiederholt, die Dollar-Transaktionen seien über das Konto der Frau Hildebrands, einer US-Bürgerin, gelaufen. Wie der Faksimile-Auszug, welcher der *Weltwoche* von einer dritten Seite zur Verfügung gestellt wurde, jedoch zweifelsfrei belegt (Seite 13),

heisst der berechtigte Inhaber des Kontos Philipp Hildebrand, geboren am 19. Juli 1963, wohnhaft an der Scheideggstrasse 44 in 8002 Zürich, vis-à-vis dem schönen Rieterpark.

## Hildebrands Millionen-Käufe

«Deep Throat II» hält sich bedeckt; ein Interview ist nicht möglich. Hingegen wurde der *Weltwoche* von zuverlässiger Seite bestätigt, dass es auch der oberste Währungshüter selbst war, der ihm die Aufträge zu den Devisenspekulationen erteilt hatte (siehe Kasten links). Diese Aussagen sind glaubhaft. Erstens ist das Geschäft vom 15. August nicht das einzige, sondern nur eines in einer Reihe von Transaktionen, die Hildebrand über die Devisenbörse Foreign Exchange (Forex) tätigte. Am 10. März zum Beispiel kaufte er für den stolzen Betrag von 1,1 Millionen Schweizer Franken 1,733 Millionen US-Dollar oder am 14. April 45 000 Euro zum Preis von Fr. 58 467.47. Die rund 500 000 Dollar, die er am 15. August erworben hatte, stiess er am 4. Oktober wieder ab – und aus den investierten 400 000 Franken wurden, nach Abwertung des Frankens vom 6. September, 475 000 Franken, ein risikoloser Gewinn von 18,75 Prozent innert sechs Wochen!

Dass nicht Ehefrau Kashya, die als Galeristin über andere geschäftliche und private Bankverbindungen verfügen muss, die lukrativen Deals getätigt hat, legt auch die Tatsache nahe, dass Hildebrand an diesem Montag im August neben den Dollar-Käufen weitere fünf Transaktionen abgewickelt hat: den Kauf von Roche-, Nestlé- (zweimal) sowie Weatherford-Aktien (zwei Pakete) im Wert von 96 100 Franken. Letzte Klarheit über den Auftraggeber kann die Kontrolle der Telefondaten liefern.

Sämtliche Bankleute, die den Fall Hildebrand verfolgten, staunen, schütteln die Köpfe und ärgern sich. Die Aufseher über den Finanz-



Keine Bedenken: EFK-Direktor Grüter.

markt (Finma) haben verbindliche Reglemente erlassen, die jede ihrer Börsenaktionen einer detaillierten Kontrolle unterstellen («Markterhaltensregeln»). Effektenhändler werden zum Beispiel auf der «Watchlist» geführt, die alle preissensitiven Informationen speichert; eine «Restricted List» bezeichnet all die Geschäfte, die Angestellte gar nicht tätigen dür-



**Amtsweg eingehalten:** SVP-Nationalrat Blocher.

fen. 66 Paragraphen umfasst das öffentlich zugängliche Rundschreiben ([www.finma.ch](http://www.finma.ch)). Einer der Treiber für immer härtere Vorschriften ist ausgerechnet Spekulant Hildebrand.

Was hingegen Hildebrand und seine Kollegen im Direktorium sich selbst alles erlauben, bleibt geheim! Zwar existiert ein internes Reglement über Eigengeschäfte der Mitglieder des Erweiterten Direktoriums, das jedoch streng unter Verschluss bleibt. Nicht einmal die Nachfrage der *Weltwoche*, warum die Richtlinien nicht publiziert würden, wird beantwortet. Anscheinend sind die Regeln locker.

#### Hildebrand über SNB-Vorschriften

##### Wie halten Sie es mit der Transparenz im Direktorium der Nationalbank?

Als sich das Direktorium neu formierte, entschieden wir uns, unsere Vermögensverhältnisse offenzulegen. Nun legen wir einmal pro Jahr unsere Vermögensverhältnisse inklusive Steuererklärung unserem Auditor vor, dieser prüft die Angaben und liefert einen Bericht an den Bankratspräsidenten. Das Bankratspräsidium hat dann die Möglichkeit, weitere Fragen zu stellen.

##### Was ist Ihnen nicht erlaubt?

Da gibt es eine lange Liste: Wir dürfen etwa keine individuellen Bankaktien halten oder Wechselkursoperationen vornehmen. Falls wir Firmenaktien halten, ist dies nur über ein Vermögensverwaltungsmandat möglich. Was also verlangt wird, sind Transparenz und bestimmte Richtlinien, die es einzuhalten gilt.

##### Sie haben also auf eine Verschärfung der internen Vorschriften gepocht? Eine Lex Hildebrand also?

Nein, eher eine Lex Direktorium. Wenn wir von uns aus nicht aktiv geworden wären, wäre früher oder später sicherlich der Bankrat gekommen und hätte Vorschriften erlassen. Als ich meine Stelle antrat, waren diese nicht mehr State of the Art. Deshalb sind wir selbst aktiv geworden und haben uns strengere Richtlinien auferlegt. Quelle: *Bilanz*, 13.9.2006

Allerdings hat Hildebrand 2006 in einem Interview mit der *Bilanz* einige Vorschriften erwähnt (kleiner Kasten auf dieser Seite), was ihn definitiv als üblen Falschspieler entlarvt: «Wir dürfen etwa keine individuellen Bankaktien halten oder Wechselkursoperationen vornehmen. Falls wir Firmenaktien halten, ist dies nur über ein Vermögensverwaltungsmandat möglich. Was also verlangt wird, sind Transparenz und bestimmte Richtlinien, die es einzuhalten gilt.» Wie dem Sarasin-Auszug zu entnehmen ist, nimmt Hildebrand regelmässig «Wechselkursoperationen» vor und hält er auch ohne Mandat Aktien mehrerer Firmen. Wie die anderen Konti und Depots bestückt sind, die er auch noch besitzt, kann nur erahnt werden.

##### Er verstösst gegen eigene Grundsätze

Falls dieses Reglement also noch in Kraft ist – und davon ist auszugehen –, dann ist die Causa Hildebrand längst ein Skandal, der weite Kreise involviert und unglaubwürdig macht. Obwohl die Sarasin-Unterlagen beweisen, dass der oberste Währungshüter vorschriftswidrig Devisengeschäfte tätigt und mit Aktien handelt, haben alle untersuchenden Behörden



**Persilschein:** Bankrat-Präsident Raggenbass.

ihm einen Persilschein ausgestellt, und dies, ohne ihre Abklärungen öffentlich zu machen. Damit sind die Revisionsfirma PwC, der elfköpfige Bankrat mit alt Nationalrat Hansueli Raggenbass (CVP, TG) als Präsident, Kurt Grüter, der Chef der Finanzkontrolle, sowie die Bundesrätinnen Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), Doris Leuthard (CVP) und Bundesrat Johann Schneider-Ammann (FDP) Teile einer eigentlichen Staatsaffäre – und ab sofort nicht mehr tragbar.

Der vielgerühmte und auffällig geschniegelte Herr Hildebrand selbst entpuppt sich als Gauner, der sich illegal Vorteile erschleicht. Seine Abwehrversuche erinnern fatal an die untauglichen Manöver des deutschen Bundespräsidenten Christian Wulff, sich gegen die Wirklichkeit zu stemmen. Und die hohe politische Korona aber, die Hildebrand trotzdem schützt und stützt, besteht offenbar aus einem dichten Geflecht von Lügner und Vertuschern.

## Aufsicht

# Fall abgeschlossen

## Das lügenhafte Communiqué des Bankrates der SNB im Wortlaut.

«Mitteilung des Bankrats: Gerüchte gegen den Präsidenten des Direktoriums erweisen sich als haltlos. Bankrat schliesst Untersuchung ab: Der Präsident des Direktoriums der Schweizerischen Nationalbank, Philipp Hildebrand, ist am 15. Dezember 2011 über Gerüchte aus unbekannter Quelle informiert worden, nach denen er im Zusammenhang mit der Einführung eines Mindestkurses gegenüber dem Euro am 6. September 2011 in unzulässiger Weise persönliche Vermögensvorteile erlangt haben soll. Philipp Hildebrand hat unverzüglich den Bankrat informiert und seine finanziellen Verhältnisse offengelegt. Die vertiefte Prüfung wurde durch die Revisionsstelle der Nationalbank PricewaterhouseCoopers (PwC) und den Direktor der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK) und seinen Stellvertreter persönlich durchgeführt.

Die Prüfer hatten uneingeschränkten und vollständigen Einblick in sämtliche Banktransaktionen von Philipp Hildebrand und seiner Familie im Jahr 2011. Ferner hatte PwC auch Einblick in die Verträge über den Verkauf eines Hauses und den Ersatzkauf einer Wohnung durch die Familie Hildebrand im Jahr 2011. Die Prüfungen [...] haben bestätigt, dass keine unzulässigen Transaktionen vorgenommen wurden und kein Missbrauch von privilegierten Informationen erfolgt ist.

[...] Die Frau von Philipp Hildebrand hatte am 15. August 2011 eine Fremdwährungstransaktion getätigt (Kauf von US-Dollar gegen Schweizer Franken). Es wurde auch ein kleiner US-Dollar-Betrag für das Konto der Tochter gekauft. Philipp Hildebrand hat diese Geschäfte nach Erhalt der Bankbestätigung am nächsten Tag unverzüglich dem Compliance-Verantwortlichen der Nationalbank gemeldet. Dieser kam zum Schluss, dass kein Handlungsbedarf bestand. Nach dem übereinstimmenden Urteil der Prüfer und den Feststellungen des Bankrats entsprechen auch diese Transaktionen vollumfänglich den reglementarischen Anforderungen.

Der Bankrat hat in seiner Sitzung vom 22. Dezember 2011 die Angelegenheit abgeschlossen. Der Bankrat und Philipp Hildebrand behalten sich rechtliche Schritte gegen Dritte vor.»

Medienmitteilung vom 23.12.2011

## FDP hat fertig

Von Henryk M. Broder — Bald sitzen im Bundestag nur noch Sozialdemokraten aller Art.



**D**as Ableben einer alten Dame ist kein Grund zur Freude. Es sei denn, es handelt sich um eine reiche Tante oder eine Despotin, die ihre Familie tyrannisiert hat. Beides ist bei der FDP

nicht der Fall, und wirklich alt ist sie auch nicht. Dennoch wird es bei vielen ein Aufatmen geben, wenn sich die «freien Demokraten» aus der Geschichte verabschiedet haben. Es kann nicht mehr lange dauern. Sie liegen derzeit in den Meinungsumfragen bei zwei Prozent, und die Wahrscheinlichkeit, dass sie vom Totenbett aufstehen und bei den nächsten Bundestagswahlen über die Fünf-Prozent-Hürde kommen, ist so gross wie die Chancen eines Suppenhuhns, noch fliegen zu lernen.

Die FDP hat fertig, und die FDP-Leute wissen es. Westerwelle, Rösler, Brüderle und ihre Parteifreunde wirken wie Zombies, die sich vor dem Sonnenaufgang fürchten. Die Einzige aus der ersten Reihe, die noch etwas Leben verströmt, ist die Berliner Europa-Abgeordnete Silvana Koch-Mehrin, die sich gegen die Aberkennung ihres Dokortitels mit allen Mitteln wehrt. Aber das ist nur ein letztes Aufflackern, bevor die Kerze erlischt.

Dabei könnte die FDP eine wichtige Rolle spielen. Im Bundestag sitzen nur Sozialdemokraten: christliche, sozialdemokratische, linke und grüne. Die Programme der vier sozialdemokratischen Parteien unterscheiden sich nur in Nuancen. Die CSU z. B. ist grüner als die Grünen, sozialer als die SPD und trinkfester als die Linke. Eine Ausnahme bildete nur die FDP, solange sie so etwas wie ein bürgerlich-liberales Programm hatte.

Heute hat sie nur einen Aussenminister-Darsteller, der von einer Peinlichkeit zur nächsten stolpert, und einen Vorsitzenden, der seinen Job dem Umstand verdankt, dass sich ausser ihm niemand opfern wollte. Die FDP strahlt eine Unlust aus, die man noch mit dem Rücken zum Fernsehapparat spüren kann.

Aber bis zu den nächsten Wahlen kann noch vieles passieren: Angela Merkel wird als KGB-Agentin enttarnt, Sigmar Gabriel tritt zu den Weight Watchers über, und die grünen Politruks bieten sich dem neuen koreanischen Führer als Berater in Umweltfragen an. Dann, aber nur dann, hätte die FDP noch eine Chance.

## Demokratie und Kapitalismus

Von Silvio Borner — Weil die Märkte angeblich verrücktspielen, sollen sie diszipliniert werden. Politiker ohne Sinn und Verstand für wirtschaftliche Zusammenhänge gefährden den Wohlstand.

**F**inanzkrisen bringen viel Leid und Leiden über die Menschen, aber einigen wenigen bescheren sie einen zweiten oder dritten Frühling. Zu diesen Glücklichen zählen vor allem die Linksintellektuellen, die im Gegensatz zu den Linksaktivisten nicht mit Steinen Schaufenster einschlagen, sondern in die Tasten greifen. Im Gegensatz zu den Altlinken zelebrieren sie – mit hundertjähriger Verspätung – nicht mehr den Zusammenbruch des Kapitalismus. Sie beklagen und beschwören vielmehr die Unterdrückung der Demokratie (die es übrigens im sozialistischen Paradies gar nie gab) durch das Diktat allmächtiger Märkte. Dabei nehmen sie vor allem die Finanzmärkte ins Visier. Die zufrierenden Märkte für Staatsanleihen würden ganze Völker zu Sozialabbau und Rückschritten an allen Fronten verdammen. Hart erkämpfte Errungenschaften würden in Frage gestellt und das Füllhorn von um- und austeilenden Staatsausgaben in die Ecke gestellt.

Und alles nur, weil die Finanzmärkte «verrücktspielen» und die privaten – und erst noch amerikanischen – Ratingagenturen gewählte Regierungen zu ohnmächtigen Statisten degradieren. Gierige Spekulanten jagen Nahrungsmittelpreise in lebensbedrohende Höhen und reissen Währungen in den Abgrund. Die «Occupy Wall Street»-Bewegung erhält viel Unterstützung und noch mehr Sympathie von den wohlstandsverwöhnten Linksintellektuellen, die über den Niedergang von nationaler Souveränität und demokratischer Mitbestimmung schwadronieren.

In der direktdemokratischen Schweiz bewegt sich die Linke weg von der Überwindung des Kapitalismus, hin zu dessen Demokratisierung. Und so stimmt man für eine Energiewende, aber gegen die demografische Wende. Erstere wird entgegen dem Volkswillen nicht stattfinden, während Letztere auch entgegen dem Volkswillen nicht aufzuhalten ist. Wir können die Kernkraftwerke abstellen, aber die neuen Energien können wir nicht gegen die physikalischen und ökonomischen Gesetze herbeizaubern. Wir können den demografischen Wandel negieren, demokratisch gegen ein höheres Pensionierungsalter oder die Senkung des Umwandlungssatzes stimmen. Oder wir können für «Metro Zürich» dreissig Prozent Sozialwohnungen herbeiwünschen. All dies sind Ver-

stösse gegen harte Realitäten und somit Politikversagen. Wenn diese dann aber Wachstum und Wohlstand zu bedrohen beginnen, sind nicht die auf die politische Dummheit reagierenden Märkte schuld, sondern die Politiker, die Illusionen und Wunschdenken verkaufen.

### Schmerzhaftes Signale

Märkte widerspiegeln nur das Denken und Handeln der betroffenen Menschen. Ihre Ergebnisse entsprechen auch dem Volkswillen. Sie widersetzen sich nicht den demokratischen Politik-Entscheidungen, sondern reflektieren nur die damit verbundenen politischen Fehler. Die Staaten können ihre Schulden himmelwärts anheben – immer demokratisch legitimiert –, und die Sparprogramme können durch Neuwahlen oder Volksabstimmungen torpediert werden. Aber eines Tages werden auch die Anleger streiken, dann schnellen die Zinsen in Höhen, die weder luftig noch lustig

sind, sondern das Schuldenproblem der Staaten dramatisch zuspitzen.

Wir können Leerverkäufe verbieten und Finanztransaktionen besteuern. Beides auf Kosten von Wachstum und Wohlstand. Wir können Mindestlöhne per Volksinitiative auf das Doppelte der europäischen Länder katapultieren. Der Arbeitsmarkt wird



sich rächen, die Kosten werden auf die Steuerzahler abgewälzt. Wir können Futures auf Nahrungsmittel oder Rohstoffe verbieten, ohne dadurch den Preistrend zu brechen. Die wachsende Weltbevölkerung, die steigende Kaufkraft in den Schwellenländern und die politische Subventionierung von Biotreibstoffen sind die wahren Preistreiber.

Die Signale des Marktes sind für gewisse Kreise schmerzhaft. Die Wall Street hat einiges auf dem Kerbholz, aber was die Politiker anrichten, stellt das schnell in den Schatten. Eine «Occupy»-Bewegung gegen Regierungen und Parlamente wird es nicht geben, weil die Politiker den Märkten die Schuld in die Schuhe schieben. Angesichts des tiefen Wissensstandes um ökonomische Zusammenhänge haben sie dabei leichtes Spiel. Langsam, aber sicher wird der hohe Preis des Ausstiegs aus der Kernenergie sichtbar werden. Wetten, dass die (un)verantwortlichen Politiker versuchen werden, dies der Liberalisierung anzukreiden und nicht dem eigenen Fehlentscheid.



# Drohgebärden am Persischen Golf

Von Hansrudolf Kamer — Drohungen und Gegendrohungen zeichnen die Lage um das iranische Atomprogramm. In Amerika wächst die Überzeugung, dass ein Luftangriff das geringere Übel wäre.



Das neue Jahr hat begonnen, wie das alte aufgehört hat: Wieder einmal versucht der Westen, den Iran mit neuen Sanktionen von seinem Atomprogramm abzubringen. Die iranischen

Machthaber mischen Drohgebärden und Seemanöver mit der Ankündigung neuer Verhandlungsbereitschaft. Die Amerikaner markieren Entschlossenheit, die Europäer schwanken, Russland und China bleiben hart.

Das Hin und Her ist bekannt. Was ist neu? Wenn der Pentagon-Chef Leon Panetta und der israelische Verteidigungsminister Ehud Barak erklären, man habe noch etwa neun Monate Zeit, bis man nichts mehr unternehmen könne, so ist das mit einer Prise Salz zu nehmen. Voraussagen dieser Art waren in der Vergangenheit stets zweckorientiert. Es braucht für die gegenwärtige Sanktionsdiplomatie wie immer politische Orchestrierung.

Die allgemeinen Umstände sind aber diesmal anders. Die Konfrontation könnte sich tatsächlich zuspitzen. Wie es scheint, ist es westlichen Diensten gelungen, mit Sabotageaktionen diverser Art das Atomprogramm zu beschädigen und zu verzögern – eine Erklärung dafür, weshalb die ursprünglichen Prognosen korrigiert werden. Die beiden Explosionen in einer Nuklearanlage in Isfahan und auf einer Militärbasis in der Nähe von Teheran vor einem Monat scheinen die letzten Störmanöver gewesen zu sein.

Mit der Unterzeichnung des Militärbudgets in Washington hat Präsident Obama neue Sanktionen gegen Iran in Kraft gesetzt. Sie treffen in erster Linie die Zentralbank in Teheran und den Finanzsektor, indirekt aber den Erdölexport. Die Europäische Union ist dabei, sich zu überlegen, ob sie sich den amerikanischen Sanktionen anschliessen will. Einige ihrer Mitglieder sind von iranischen Lieferungen abhängig.

Das alles war der Hintergrund für die iranischen Drohungen, man werde die Strasse von Hormuz am Ausgang des Persischen Golfs für den Schiffsverkehr sperren – das Nadelöhr, durch das ein grosser Teil der Erdöltransporte die Weltmärkte erreicht. Drohungen allein treiben den Erdölpreis in die Höhe, und vom höheren Preis profitiert der Iran.

Doch die Schliessung der schmalen Tankerpassage hätte für die bereits stark gebeutelte Wirtschaft Irans schmerzhaft Folgen. Der Iran exportiert Rohöl, importiert aber vierzig Prozent seines Bedarfs an raffinierten Erdölprodukten. Der Schaden für die eigene Wirtschaft wäre grösser als jener für den Westen, für Japan und China. Im März finden Parlamentswahlen statt, und die Machthaber in Teheran sind schon jetzt nervös.

## Die US-Navy lauert

Die Sperrung wäre eine Kriegshandlung. Die US-Navy wartet nur auf eine iranische Provokation, um die iranischen Seestreitkräfte, Unterseeboote und landgestützten Raketen in der Nachbarschaft zu vernichten. Der Iran hätte nur zu verlieren.

Die iranischen Drohungen wurden wieder zurückgenommen. Teheran benützt seine alten Mittel, um die westliche Einheitsfront in der Sanktionspolitik zu spalten, und baut auf Russland und China, um den Uno-Sicherheitsrat lahmzulegen. Wird das wieder genügen?

Sanktionen sind ein Mittel, um Kampfhandlungen und Krieg zu vermeiden. Durch sie allein lässt sich aber das Ziel, den Iran von der Produktion eigener Atomwaffen abzuhalten, nicht erreichen. Auch scheinen die Sabotageaktionen der Geheimdienste am Ende ihrer

Nützlichkeit angekommen zu sein. Der Iran soll in diesem Jahr einiges unternehmen, um seine Atomanlagen besser zu schützen.

Sanktionen werden Herrscher des Irans so wenig wie die nordkoreanischen von ihrem Kurs abbringen. Der unnötig schnelle Abzug der amerikanischen Kampftruppen aus dem Irak verändert überdies die strategische Lage. Alle Länder in der Nachbarschaft werden ihren Einfluss im Zweistromland geltend machen. Der irakische Luftraum wird nicht mehr von den Amerikanern kontrolliert. Die Iraker selber verfügen nicht über die dazu notwendigen Luftstreitkräfte. Der Weg wäre frei für israelische Kampffjets.

## Gezielter Luftangriff

Israel und Amerika scheinen ihre Differenzen in der Iran-Frage beigelegt zu haben. Obama steht im Wahlkampf selber unter Druck. Von den Republikanern wird er sich nicht vorwerfen lassen, er predige Härte und praktiziere Nichtstun. Die Administration hat erst vor kurzem erklärt, sie werde «mit allen Mitteln» verhindern, dass der Iran ein Atomwaffenstaat werde. Iranische Drohgebärden spielen dabei den Amerikanern in die Hand.

In der jüngsten Nummer von *Foreign Affairs* kommt ein ehemaliger Pentagon-Berater Obamas nach detailliertem Abwägen von Pro und Contra zum Schluss, dass die Risiken eines Luftangriffs auf Atomanlagen des Irans und andere militärische Ziele deutlich geringer wären als jene iranischer Atomwaffen. Der Iran im Besitz von Kernwaffen werde Amerika schliesslich vor die Entscheidung stellen, einen «richtigen» Krieg führen zu müssen – mit sehr hohen Risiken. In dieser Perspektive wäre ein gezielter Luftangriff die am wenigsten schlechte Option. ○



Nadelöhr: Ein iranischer Soldat überblickt die Strasse von Hormuz.

## Ära vor Hildebrand, Ära nach Hildebrand

Von Christoph Mörgeli

Also sprach Gabi Huber, FDP-Fraktionschefin, im Nationalratssaal: Sie lege ihre Hand ins Feuer, dass die gesamte FDP-Fraktion den Bundesratskandidaten der SVP gewählt habe. Also sprach Kurt Grüter, Direktor der Eidgenössischen Finanzkontrolle, in der Zeitung *Sonntag*: Er lege seine Hand ins Feuer, dass die Familie Hildebrand integer gehandelt habe. Jetzt riecht's im Schweizerland nach gebrutzelm Fleisch. Und zwar völlig ausserhalb der Grillsaison.

Die letzten Tage herrschte das übliche Wittern und Wetter: In der *NZZ am Sonntag* witterte Felix E. Müller eine «politisch motivierte Übung zur Destabilisierung» des Nationalbankpräsidenten. In der *Sonntagszeitung* witterte Alice Chalupny über eine «Hetzkampagne» und den «Kampf der SVP gegen die Institutionen». CVP-Ständerat Pirmin Bischof sprach von «Lappalien». Die üblichen Journalisten und Politiker, die schwatzen, bis ihnen etwas in den Sinn kommt.

Der Täter wurde zum Opfer gemacht. Dabei hat Philipp Hildebrand – oberster Währungslenker unseres Schweizer Franks – mit seinem Insiderwissen millionenfach Dollardevisen gekauft. Es war weder die Ehefrau noch die elfjährige Tochter. Sondern der Nationalbankpräsident höchstpersönlich. Unsere Nationalbank wird nie mehr sein, wie sie war. Es gab eine Ära vor Hildebrand. Und es gibt eine Ära nach Hildebrand.

Es darf keinerlei Devisengeschäfte und Eigenhandel von Nationalbankkadern mehr geben. Die bisherigen internen Reglemente über Eigengeschäfte sind zu veröffentlichen. Desgleichen die Namen der Verantwortlichen für die regelmässige Kontrolle der Durchsetzung dieser Reglemente. Sämtliche Konten des SNB-Präsidenten seit 2003 müssen überprüft werden.

Der elfköpfige Bankrat der Nationalbank hat nach Untersuchung angeblich «aller Kontobewegungen» Hildebrand einstimmig das «uneingeschränkte Vertrauen» ausgesprochen. Dieser Bankrat hat versagt. Nicht Regierungsräte wie Sadis und Studers werden in Zukunft im Bankrat sitzen. Sondern Bankfachleute wie Kaufmanns und Matters. Der Bundesrat bildet das Wahlgremium des Nationalbankdirektoriums. Die Eidgenössische Finanzkontrolle ist administrativ unserer Finanzministerin beigeordnet. Das Jahr unter Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf hat eben begonnen. Und zwar mit einem eklatanten Fehlstart.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Bankgeheimnis definitiv futsch

Von Peter Bodenmann — Frau Kashya Hildebrand, Kunstgaleristin, macht aus ihrem Mann erfolgreich einen Gefangenen der Boni-Banker.



Andere Sorgen: Nationalbank-Präsident Hildebrand, Ehefrau Kashya.

Basel wird für die Schweiz wieder interessanter. Der FCB spielt gut Fussball. Blocher hat klandestin die *BaZ* übernommen. Und lässt jetzt seine Puppen tanzen. Auch die Bank Sarasin macht von sich reden.

Ein Blick zurück lohnt sich: Vor wenigen Jahren war das wichtigste wirtschaftspolitische Thema aller bürgerlichen Parteien die Verteidigung des Bankgeheimnisses. Die naive SVP wollte es in der Verfassung verankern und so für alle Zeiten unangreifbar machen.

In den letzten zwei Jahren lieferten die bürgerlichen Parteien – SVP inklusive – gegen Treu und Glauben amerikanische Steuersünder an ihre Metzger aus. Um die eigenen Boni-Banker vor der Strafverfolgung zu retten.

Frau Kashya Hildebrand kauft und verkauft Bilder und Blüten. Sie hat – bevor die Nationalbank den Euro-Kurs fixierte – lächerliche 512 000 Dollar gekauft. Und diese dann mit 60 000 Franken Gewinn wieder verkauft. Sie hätte noch etwas warten sollen.

Die Mehrheit der Analysten ging vor Weihnachten davon aus, dass die Nationalbank den Euro-Kurs noch einmal anheben würde. Sie zahlen bereits Fr. 1.246 pro Euro. Doch die Nationalbank blieb wie gelähmt.

Hildebrand und Co. hatten, wie wir heute wissen, andere Sorgen. Zwischenstand der Gerüchte: Irgendjemand hat bei der Bank Sarasin das Bankgeheimnis verletzt. Und somit ein

Offizialdelikt begangen. Mit den entwendeten Akten unter dem Arm pilgerte der retrogefittete Neo-Nationalrat Blocher zur abtretenden Bundespräsidentin. Und in der Folge begannen sich alle über die gestohlenen Akten zu beugen: das Direktorium der Nationalbank, der Bankrat, ein Ausschuss des Bundesrates, der Gesamtbundesrat, die Eidgenössische Finanzkontrolle ad personam und eine Weisswäcker-Treuhandgesellschaft.

Seit drei Wochen liegt ein offensichtliches Offizialdelikt vor. Trotzdem hat niemand die Strafbehörden informiert. Für alle Beteiligten ist das Ende des einst hochheiligen Bankkundengeheimnisses bereits *courant normal*.

Zuständig für den Fall wäre vorab und vor allem die Basler Staatsanwaltschaft. Etwas erfahren hat die Basler Staatsanwaltschaft erst bei der Lektüre der Sonntagszeitungen. Sie müsste seit Montag alle Büros der Informierten durchsuchen und alle Akten beschlagnahmen, um den Fall aufzudecken und so das Bankgeheimnis zu verteidigen.

Aber die Staatsanwälte wollen nichts machen, da Hildebrand genug alt, reich und gescheit sei, um bei Bedarf eine Strafanzeige einzureichen. Als ob es dies bei Offizialdelikten brauchen würde.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Der hl. Philipp

Von Kurt W. Zimmermann — Der Fall Hildebrand zeigt, in welchem traurigem Zustand der Recherchierjournalismus ist.

Zuerst zur Dimension des Deals. Nationalbankpräsident Philipp Hildebrand verdient 995 000 Franken. In Zürich fallen dafür 375 000 Franken an Einkommenssteuern an. Seine Ehefrau Kashya zockte also mit zwei Dritteln seines verfügbaren Jahreslohns, als sie über 400 000 Franken hinter seinem Rücken in eine Dollarspekulation steckte.

Das sollen wir glauben? Wir sollen glauben, sie habe ihm von ihrem Deal kein Sterbenswort gesagt? Wir sollen glauben, ihr perfektes Timing des Deals, kurz vor der Frankenanbindung, sei reiner Zufall? Seltsam, aber alle Schweizer Journalisten glauben das felsenfest.

Man stelle sich vor, die Gattin des deutschen Bundesbankpräsidenten Jens Weidmann hätte in grossem Stil mit Dollars spekuliert. Von *Spiegel* bis *Bild* hätten sie ihre besten Rechercheure auf den Fall angesetzt. Sie hätten nicht geruht, bis sie alle Fakten aufgedeckt hätten, genauso, wie sie dies eben bei den dubiosen Finanzgeschäften von Bundespräsident Christian Wulff zeigten.

Die Schweizer Journaille legte im vergleichbaren Fall die Hände in den Schoss. Keiner recherchierte im Umfeld von Kashya Hildebrand und ihrer Kunstgalerie. Keiner ging der Frage nach, ob es ihr erster Devisenhandel mit derart hohem Einsatz war. Bei einem Ja wäre der Beweis für ein eheliches Insidergeschäft zweifelsfrei erbracht.

## Solidarität mit dem Verdächtigen

Und vor allem fragte kein einziger Journalist, ob es sich bei der heimlichen Spekulantin Kashya womöglich um ein Tarnkonstrukt handelte, das einen anderen Täter schützen sollte.

Am dreistesten bei dieser Arbeitsverweigerung trieben es die zwei auflagestärksten Zeitungen *Blick* und *Tages-Anzeiger*. Der *Blick* kannte manche Details bereits an Weihnachten, weil ein Whistleblower der Redaktion vertrauliche Informationen zugetragen hatte. Doch der *Blick* recherchierte nicht weiter. «In der Dollar-Affäre waren zu viele Fragen offen», begründet das Blatt sein Schweigen. Präziser und peinlicher wurde der traurige Zustand des Recherchierjournalismus in der Schweiz selten beschrieben.

Einen ebenso desolaten Auftritt legte der *Tages-Anzeiger* hin. Er ignorierte die Affäre nicht nur, er solidarisierte sich gleich noch innig mit dem Verdächtigen. Mitten im Fall bekannte sich das Blatt als glühender Fanklub des Nationalbankers. Wir zitieren nur kurz aus der Huldigung, die man zu Hildebrand druckte:



Desolat: *Tages-Anzeiger* vom 31. Dezember 2011.

Er sei «kompetent, souverän, seriös, cool, erhaben, konzentriert, smart». Er sei «ein Superstar, ein Rockstar, ein Star». So schreibt sonst die Teenager-Postille *Bravo*.

Statt zu recherchieren, versuchte der *Tages-Anzeiger*, wie viele andere Redaktionen auch, die Geschichte zu einem Fall Christoph Blocher umzubiegen. Der hatte den Bundesrat vor Wochen diskret über die Vorbehalte gegen Hildebrand informiert.

Damit sind wir beim schrecklichsten Verdacht, den man rund um den Journalismus haben kann. Es ist der Verdacht, dass eine Recherche aus ideologischen Gründen unterbleibt. Journalisten graben darum nicht tiefer, weil sie fürchten, etwas zu finden. Es könnte etwas sein, das ihrer politischen Haltung zuwiderläuft.

Leider ist der Verdacht nicht unbegründet. Die SVP und Blocher haben Hildebrand früher mehrfach kritisiert. Dadurch ist er für die Journalisten zu einem Heiligen geworden. Wer von Blocher attackiert wird, wird in den Medien unangreifbar. Recherchen zur Person unterbleiben. Dieselbe Immunität wie der heilige Philipp genoss auch die heilige Eveline.

Die Obsession mit der SVP und Blocher prägt und degeneriert unsere Medien. Man kann es leider nur pietätlos sagen: Unsere Journalisten werden erst wieder normal, wenn Christoph Blocher gestorben ist.

# 1,1 Milliarden Franken für Klimazertifikate

Von Alex Reichmuth

An der Konferenz in Durban vom Dezember resultierte einmal mehr kein Klimaschutzabkommen. Europa führt darum seine Bemühungen gegen den CO<sub>2</sub>-Ausstoss praktisch im Alleingang weiter. Auf Anfang dieses Jahres integrierte die EU auch den Flugverkehr in ihr Emissionshandelsystem (ETS) zur Reduktion der Treibhausgase. Fluggesellschaften müssen entsprechend ihrem CO<sub>2</sub>-Ausstoss Zertifikate erlangen. In diesem Jahr vergibt die EU zwar 82 Prozent dieser Zertifikate kostenlos, weitere 15 Prozent müssen aber von den Airlines ersteigert werden. (Drei Prozent sind für neue Fluggesellschaften reserviert.) Die deutsche Lufthansa etwa rechnet für 2012 mit Kosten von 130 Millionen Euro, die von den Flugpassagieren über Kerosinzuschläge bezahlt werden sollen.



Es kommen aber nicht nur Airlines aus EU-Staaten an die Kasse, sondern alle, die die Europäische Union anfliegen. Im Dezember hat der Europäische Gerichtshof bestätigt, dass alle Flüge mit Start- oder Landeort innerhalb des EU-Raums Zertifikate brauchen. Auch die Schweizer Fluggesellschaft Swiss bekommt das zu spüren. Sie rechnet für 2012 wegen des ETS mit Mehrkosten von 10 bis 15 Millionen Franken. Ob die Swiss diese Kosten ebenfalls auf die Billettpreise schlägt, ist noch offen. Der internationale Luftfahrtverband (Iata), der 84 Prozent des weltweiten Flugverkehrs repräsentiert, schätzt die Zusatzkosten wegen des europäischen Emissionshandels für 2012 gar auf 900 Millionen Euro, umgerechnet 1,1 Milliarden Franken. Die Iata befürchtet, dass diese Kosten bis 2020 auf 3,4 Milliarden Franken steigen könnten.

Allgemein hat man bei den Fluggesellschaften keine Freude am europäischen Zertifikatshandel. Die Vorbehalte gelten weniger dem Klimaschutz per se, als dem Umstand, dass dieser nur den europäischen Flugverkehr betrifft und damit zu Wettbewerbsverzerrungen führt. Bei der Swiss weist man zudem darauf hin, dass das Geld für die ersteigerten Zertifikate in die Kassen von EU-Staaten fliesst. Dort wird es kaum für Umweltprojekte verwendet, sondern zur Sanierung der Staatshaushalte. Der Klimaschutz ist für die EU-Staaten ein hochwillkommener Vorwand, ihre Finanzlöcher zu stopfen.

«Hat Bundesrätin Sommaruga etwa ein Problem mit der rechten Schulter?» Peter Keller



«Befremdend»: Vereidigung des Bundesrats vom 14. Dezember in Bern.

**Schwur nicht einhalten**

Nr. 51/52 – «Wir sind 2011»; Bild zum Inhaltsverzeichnis: Vereidigung der Bundesräte

Eigentlich kann Bundesrätin Sommaruga nur zwei Gründe haben, neben den anderen Regierungsvertretern bei der Vereidigung wie ein bockiges Kind den Schwur zu verweigern. Entweder sie ist Atheistin, oder sie

**Vereidigung**

Es gingen noch zahlreiche weitere Leserbriefe ein mit der Frage, weshalb Bundesrätin Sommaruga bei der Vereidigung ihre Hand nicht zum Schwur erhob. Zur Klärung: Im Parlamentsgesetz steht in Artikel 3, dass die von der Vereinigten Bundesversammlung gewählten Personen vor Amtsantritt «den Eid oder das Gelübde» ablegen. Wer den Eid leistet, schwört mit erhobenen Fingern vor Gott dem Allmächtigen. Wer lediglich geloben will, die Verfassung und die Gesetze zu beachten, lässt die Hand unten. Sommaruga, die im September 2010 in den Bundesrat gewählt wurde und schon damals bei der Vereidigung die Hand unten liess, erklärte in einem Interview: «Man schwört bei Gott, und das ist nicht meine Art, mich zu bekennen. Aber ein Gelübde hat für mich die gleiche Kraft, die gleiche Aussage.» (red)

weiss, dass sie den Schwur auf die Verfassung sowieso nicht einhalten wird. Die Akteure im Bundeshaus theater scheint das nicht zu stören. Man ist schliesslich harmonisch. Lüge, Verrat, Intrige, Betrug, das alles ist offensichtlich heutzutage kein Hindernis mehr für das höchste Amt, und nicht einmal die empörende Verweigerung dieser hochsymbolischen Amtshandlung scheint die Gutmenschengemeinschaft aus der Ruhe zu bringen. Bürger und Bürgerinnen wenden sich angewidert ab von dem dekadenten Schauspiel auf höchster Ebene.

Regina Abt-Baechli, Oetwil a. See

Hat Bundesrätin Sommaruga etwa ein Problem mit der rechten Schulter? Die Hand hätte sie ja sicherlich zum Schwur erheben können. Für mich wirkt das Bild sehr befremdend, da es ja heisst: «Erheben Sie die drei Finger der rechten Hand, und antworten Sie in Ihrer Muttersprache: <Ich schwöre es!>»

Peter Keller, per E-Mail

**Gelogen und betrogen**

Nr. 51/52 – «Wir sind 2011»; Weihnachtsausgabe

Eine Super-Ausgabe der *Weltwoche* – Gratulation! Jedoch, liest und verinnerlicht man nur folgende drei Artikel dieser Ausgabe: «Diskrete Umgehungsmanöver» von Urs Paul Engeler, «Medizinische Generalüberholung, gratis» von Philipp Gut sowie «Weiter im alten

Trott» von Alex Baur, so beschleicht einen, beängstigend allerdings, das Gefühl, dass wir nicht eine Bananenrepublik geworden sind, sondern ein Unrechtsstaat, in dem auch von höchster behördlicher Seite gelogen und betrogen wird, nebst dem, dass der Steuerzahler auf infamen Wegen ausgeraubt wird. Was um Himmels willen läuft denn hier bei uns alles so daneben? Keine Frohe Botschaft in dieser Zeit. Der *Weltwoche* wünsche ich: Weiter so und ein gutes neues Jahr!

Beat R. Brenner, Küsnacht

**Richtige Rocker**

Nr. 51/52 – «Wir nehmen Rücksicht»; Interview mit Francine Jordi und Florian Ast von Daniela Niederberger

Hört doch bitte auf, Florian Ast als einen Mundartrockler zu bezeichnen. Er ist ein stinknormaler Schlagersänger wie Hansi Hinterseer oder Peter Reber. Das ist ja an und für sich nichts Negatives, aber richtige Rocker wie — Gölä oder Polo kommen sich doch so veräppelt vor – geschweige denn die richtig Grossen wie Keith Richards oder Ian Kilmister.

Peter Lienhardt, Basel

**Wichtigster Satz 2011**

Nr. 51/52 – «Ich wollte ihn überzeugen»; Interview mit der siebzehnjährigen Debattier-Schweizer-Meisterin Andrea Schlatter

Der klügste und wichtigste Satz 2011 stammt von der Berner Schülerin Andrea Schlatter. Die junge Dame hat die Meinungsfreiheit als einen der Grundpfeiler der Demokratie erkannt: «Je umfassender ich mich mit einer Materie befasste, desto klarer wurde mir: Es gibt Meinungen, die ich nicht teile, die man aber durchaus vertreten kann.»

Silvio Harndt, Zürich

**Zynisch**

Nr. 51/52 – «Die Ausreden der Vergewaltiger»; Kolumne von Christoph Mörgeli

Die SVP nach der Bundesratswahl mit einem Vergewaltigungsoffer zu vergleichen, wie der Autor das tut, ist respektlos, zynisch und völlig deplatziert.

Stephan Hille, Zürich

Gewiss: Dass eine 5-Prozent-Partei einen Bundesratsstz hat, stellt bei oberflächlicher Betrachtung eine Kuriosität dar. Dem Historiker Mörgeli dürfte es aber kaum entgangen sein, dass Frau Widmer-Schlumpf als SVP-Vertreterin in den Bundesrat gewählt wurde. Was danach geschah, war eine SVP-interne Angelegenheit, und ist es immer noch. Das braucht die Bundesparlamentarier/-innen der anderen Parteien nicht zwingend zu kümmern. In

diesem Zusammenhang von einem Straftatbestand – der Vergewaltigung – zu sprechen, ist ein verfehltes Konstrukt.

Martin Zürcher, Uster

### Volkswille?

Nr. 51/52 – «Häme»; Editorial von Roger Köppel

Chefredaktor Roger Köppel beweint die Missachtung des Volkswillens, da kein zweiter SVP-Bundesrat gewählt wurde. Missachtung des Volkswillens? Dem Volkswillen entsprach die Wiederwahl der verdienten Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf. Jedenfalls sagten Umfragen das eindeutig voraus. Der Volkswille äusserte sich auch überdeutlich bei den Ständeratswahlen: Totalschaden für die SVP (mit einer Ausnahme). Bundesrat Maurer reichte es damals nicht einmal zum Zürcher Ständerat! Bundesrat wurde er trotzdem. So viel zum so genannten Volkswillen.

Mario Vogler-Scandella, Rümlang

### Zum Glück für die Haie

Nr. 51/52 – «Monströs und vulgär»; «Im Auge» von Peter Hartmann

Tausende, weltweit wahrscheinlich Millionen, wissen es bereits seit Jahren. Dass nun auch Charles Saatchi zu dieser Einsicht gelangt, ist schön. Dass er es sagt, ist gut. Zum Glück für die Haie gibt es nicht genug Reiche, welche einem mittelmässigen Protagonisten der Kunstszene diesen lausig präparierten Raubfisch für Millionen abkaufen. Vielleicht können wir uns wieder einmal über die Arbeit von wirklich begabten Künstlern freuen, deren Werke uns in den Bann ziehen.

Roland Gazzotti, Basel

### Jemanden wie Churchill

Nr. 51/52 – «Sichere Prognose»; Kommentar von Florian Schwab

Die europäische Schuldenunion will, dass die Schweiz die Gesetze, die vom bürokratischen Monster in Brüssel zusammengebastelt werden, automatisch übernimmt. Dazu sei festgehalten, dass sich die Länder des Versagervereins namens EU selber nicht an die eigenen Gesetze halten: Schengen, Dublin, Maastricht. Was die Schweiz dringend brauchte: eine starke Persönlichkeit mit dem Charakter, dem Charisma, der strategischen Weitsicht eines Winston Churchill.

Jürg Aeschbacher, Moosseedorf

### Handzeichen sind nicht verboten

Nr. 51/52 – «Die Fakten enden auf dem Zebrastreifen»; Christoph Landolt über Unfälle auf den Fussgängerstreifen

Ich frage mich, wieso es so schwierig ist, lichtreflektierende Mützen und Regenhüte für Erwachsene, Sportler und speziell für Kinder irgendwo zu kaufen. Lichtreflektierende Wolle wird in keinem Fachgeschäft angeboten. (Für vorsorgende Grossmütter ein *Lismete*-Hit.) Selbst Leuchtbänder sind nur in wenigen Spezialgeschäften erhältlich. Bis die Zebrastreifen besser signalisiert und beleuchtet sind, wäre das sicherlich ein erster Schritt zur Selbsthilfe. Übrigens: Es ist nicht verboten, am Fussgängerstreifen Handzeichen zu geben.

Max Rütli, Balsthal

### Korrigenda

In der Ausgabe 51/52/11 ist uns bei «MvH», «Mein Kleingedrucktes», ein Fehler unterlaufen. Die Giardino Hotel Group umfasst drei Hotels, eines in Champfèr, eines in Minusio und eines in Ascona – und nicht, wie wir geschrieben haben, in Arosa. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

### Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man zum Jahrestag für seine Freundin ein Geschenk auf einer Rabatt-Plattform wie «Dein Deal» oder «Groupon» kaufen?

Andreas Egli, Winterthur

Das kommt darauf an, wie risikofreudig Sie sind. Dieses Gutscheinsystem funktioniert ja nur, wenn am selben Ort und zur selben Zeit Massen von Menschen dasselbe Geschenk kaufen. Wenn Ihre Freundin also ebenso Massenware ist wie die Überraschung, die Sie ihr machen wollen, reicht es vollauf. Ist Ihre Freundin aber Ihre Königin, hat sie es verdient, entsprechend beschenkt zu werden. Sie müssen deswegen keinen Kredit aufnehmen. Aber es wäre schön, wenn Sie Zeit aufwendeten, um herauszufinden, womit Sie Ihre Freundin glücklich machen könnten. Ellen Fein und Sherrie Schneider schreiben in ihrem Ratgeber «The Rules» an Frauen, die den Mann fürs Leben suchen: «Machen Sie mit ihm Schluss, wenn Sie zu einem wichtigen Anlass kein romantisches Geschenk bekommen – weil er Sie nicht liebt und Sie das wichtigste Geschenk von allen nie bekommen werden: den Verlobungsring.» Jetzt müssen Sie abwägen: Sie gehen das Risiko ein, den letzten gemeinsamen Jahrestag gefeiert zu haben. Oder Sie denken nochmals scharf nach, mit welchem persönlichen Geschenk Sie sich selber zum Traummann Ihrer Freundin machen. Deborah Neufeld

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

  
CRESTA  
PALACE  
*Echt Ferien*  
LICHTERFÜLLTER  
JANUAR

Grosser SPA-, Pool-, Beauty- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.  
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.  
7 Tage Zi./Frühstück ab CHF 1197.– im DZ/Person  
Wintersaison bis 15. April 2012

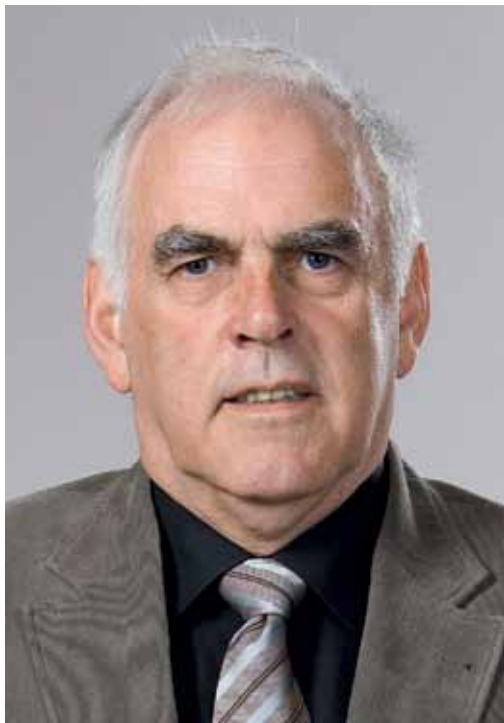
★★★★

CRESTA PALACE . CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 . [www.crestapalace.ch](http://www.crestapalace.ch)

  
*das Bergjuwel*

# Politik aus Lausanne

Das Urteil im Fall Zopfi/Wyler wirft die Frage auf, wie politisch das Bundesgericht ist. Die Lausanner Richter beschneiden die Hoheit von Volk und Parlamenten. Eine Verfassungsgerichtsbarkeit, wie sie der Nationalrat beschlossen hat, würde das Übel verstärken. *Von Philipp Gut*



**Brisante Entscheide:** Bundesrichter Wiprächtiger und Fonjallaz (beide SP).

Das war wohl kein Zufall. Unmittelbar vor den Festtagen – und somit in einer Art schwarzem Loch des Journalismus – veröffentlichte das Bundesgericht in Lausanne zwei Entscheide von politischer Brisanz. Im einen Fall ging es um die beiden Whistleblowerinnen Margrit Zopfi und Esther Wyler, die die *Weltwoche* mit (anonymisierten) Akten über die Missstände im Zürcher Sozialamt versorgt hatten – was letztlich zum Rücktritt der verantwortlichen Stadträtin Monika Stocker (Grüne) führte.

Das Bundesgericht stützte das Urteil der Vorinstanz und wies die Beschwerde der beiden Frauen, die mit dem Prix Courage ausgezeichnet worden waren, ab. Sie seien zu Recht wegen Amtsgeheimnisverletzung verurteilt worden. Ein überwiegendes öffentliches Interesse (ein sogenannter aussergesetzlicher Rechtfertigungsgrund) an der Aufdeckung der Missstände habe nicht bestanden. Die Controllerinnen hätten die Kritik intern vorbringen sollen. Zudem habe die Stadt bereits Verbesserungen und Korrekturen des Sozialhilfesystems in die Wege geleitet, befand das Bundesgericht.

Im zweiten Fall ging es um den Kanton Zug. Dieser hatte die Kommission für Gleichstellung von Mann und Frau aufgehoben. Die Streichung des Gremiums, die der Kantonsrat demokratisch beschlossen hatte, sei «verfas-

sungswidrig», urteilten die Lausanner Richter. Sie verpflichteten den Kanton Zug dazu, «eine Ersatzlösung zu treffen». Er müsse vorsehen, «von wem, wie und mit welchen Mitteln der Gleichstellungsauftrag künftig umgesetzt werden soll».

## Es geht um Missstände bei der Sozialhilfe

Bringt das Bundesgericht unabhängig von politischen Interessen und Bindungen die reine Stimme des Rechts zu Gehör? Weisen die Verfassung, Gesetze und Paragraphen den Richtern zwingend und logisch den direkten Weg zum gerechten Urteil? Ist wahr, was Lausanne spricht?

Die skizzierten Fälle wecken Zweifel an dieser Sicht der Dinge. Sie legen nahe, dass Annahmen und Wertungen über die politisch-soziale Wirklichkeit in die Urteile der Richter einfließen, mögen sich diese auch noch so unpolitisch geben. Es ist keine rein juristische, sondern letztlich eine politische Frage, wie man die Amtsgeheimnisverletzung im Zürcher Sozialamt beurteilt und wie man zur staatlichen Gleichstellungspolitik steht. Schon dieses Wort – Gleichstellungspolitik – sagt es.

Im Kern ging es beim Prozess gegen Margrit Zopfi und Esther Wyler darum, wie die Misswirtschaft im Zürcher Sozialwesen zu gewichten ist. Handelte es sich beim berüchtigten BMW-Fall und anderen fulminanten Miss-

bräuchen um bedauerliche Einzelfälle, an deren Beseitigung die Verantwortlichen selber konsequent arbeiteten, wie das Bundesgericht meint? War der Druck von Medien und Öffentlichkeit gar nicht nötig? Hätte sich das Sozialwesen selber reformiert? Das Bundesgericht beantwortete diese Fragen offensichtlich mit Ja und kam folgerichtig zum Schluss, Margrit Zopfi und Esther Wyler hätten das Amtsgeheimnis nicht verletzen dürfen. Dazu habe kein Grund bestanden.

Nach allem, was im Lauf der Berichterstattung über die Zustände im abgeschotteten Stocker-Reich ans Licht drang, war die Realität eine andere. Die Missbräuche wurden nicht nur toleriert, sie wurden systematisch begünstigt durch eine Kultur des Wegschauens, des gutmütigen bis naiven Vertrauens und der mangelhaften Kontrolle. Kritik wurde, wie Zopfi und Wyler glaubhaft darlegten, abgewimmelt und im Keim erstickt. Auf Fehlverhalten der sogenannten Klienten und die Laissez-faire-Einstellung der Sozialarbeiter hinzuweisen, galt als inopportun und als politisch inkorrekt. Monika Stocker persönlich schubladisierte konkrete Hinweise auf Betrugsfälle. Nicht nur die beiden späteren Whistleblowerinnen, auch die Polizei warnte vergeblich. Was nicht sein durfte, konnte nicht sein.

Jenseits aller Paragraphen steht fest: Wem sich die Sache so darstellt, der gelangt zwangsläufig zu einem andern Schluss als die Lausanner Richter. Für ihn ist klar: Margrit Zopfi und Esther Wyler hatten, so sie denn die Misswirtschaft nicht mittragen wollten, keine andere Wahl, als die Öffentlichkeit einzuschalten. Dies und die Bewegung, die durch die Publikation der Fälle in das erstarrte Sozialwesen kam, zeigten, dass es durchaus vertretbar gewesen wäre, einen «aussergesetzlichen Rechtfertigungsgrund» geltend zu machen und die beiden Controllerinnen freizusprechen.

Ähnlich verhält es sich im Fall Zug. Das Bundesgericht begründet den Zwang zur Gleichstellungspolitik nicht nur durch die Verfassung, durch kantonale Gesetze und Forderungen der Uno, es untermauert sein Urteil auch durch eine Einschätzung der politischen und sozialen Verhältnisse. Frauen, so führt das Gericht unter Berufung auf Daten des Bundesamts für Statistik aus, seien nach wie vor in Ausbildung und Beruf benachteiligt. Die Lausanner Richter bringen die beliebte, aber zweifelhafte Rechnung vor, wonach Frauen immer noch weniger verdienten als Männer. Kein

Wort verliert das Bundesgericht darüber, ob und in welchem Ausmass die Unterschiede auf Diskriminierung beruhen oder ob sie nicht vielleicht andere Ursachen haben. Beispielsweise die, dass Frauen mehr Teilzeit arbeiten oder ihre Berufskarriere öfter unterbrechen als Männer. Viel spricht dafür, dass die angebliche Diskriminierung der Frau in der Arbeitswelt ein Mythos ist (*Weltwoche* Nr. 48/09). Unternehmer und Headhunter betonen, wie stark Frauen heute gefördert werden – und dass sie dennoch in der entscheidenden Phase der Berufskarriere, zwischen 35 und 40, die Gründung einer Familie bevorzugen. Freiwillig.

Ob man die Frauen nach wie vor für eine schutzbedürftige Minderheit hält, die staatlich zwangsgefördert werden muss, lässt sich nicht allein im Vakuum juristischer Ableitungen bestimmen. Der Blick auf die Wirklichkeit und deren Deutung beeinflussen das Urteil massgeblich.

### Linke Mehrheit

Machen die Bundesrichter also Politik – oder gar Parteipolitik? Die Parteizugehörigkeit der Richter in den konkreten Fällen könnte diesen Schluss nahelegen. Das Gleichstellungsurteil fällten unter dem Vorsitz von Jean Fonjallaz (SP) zwei Richter der Sozialdemokraten, ein Grüner sowie zwei CVPler – eine linke Mehrheit. Beim Fall Zopfi/Wyler bestand eine Mittel-links-Mehrheit: 1 SPler, 1 Grüner, 1 CVPler, 2 SVPler (darunter Präsident Hans Mathys).

Dennoch wäre es verkürzt, den Richtern pauschal Parteidenken zu unterstellen. Viel eher ist es wohl so, dass ihre weltanschauliche und politische «Grundhaltung» in die Rechtsprechung einfließt, wie SP-Bundesrichter Hans Wiprächtiger in einem *Beobachter*-Interview sagte (er war übrigens im fünfköpfigen Gremium, das über den Fall Zopfi/Wyler urteilte).

Doch Vorsicht scheint angebracht. Es ist eine Tendenz zu beobachten, dass die höchsten Richter mehr und mehr in die Souveränität von Volk und Parlamenten eingreifen. Geradezu als «Bruch» mit der schweizerischen Tradition bezeichnen Experten zwei Urteile aus dem Jahr 2003. Damals erklärten die Bundesrichter die SVP-Initiative «Einbürgerungen vors Volk» für ungültig, und sie verboten der Luzerner Gemeinde Emmen Einbürgerungen an der Urne. Die Richter stellten sich über den Souverän, der die Gesetze macht.

In Zukunft könnte das vermehrt passieren. Kurz vor Weihnachten beschloss der Nationalrat, in der Schweiz eine Verfassungsgerichtsbarkeit einzuführen – eine Notbremse gegen das Volk und seine gewählten Vertreter, mit der unliebsame Gesetze gekippt werden könnten. Damit gebärdeten sich die Bundesrichter als «Herren, nicht als Hüter der Verfassung», sagt Martin Schubarth. Er muss es wissen. Ist er doch selber ehemaliger Bundesrichter. ○

## Offener Brief

### «Liebes Bundesgericht»

Das Urteil aus Lausanne wird die mutigen Stimmen in der Verwaltung nicht zum Schweigen bringen. Von Margrit Zopfi



Abgeschmettert: Whistleblowerin Zopfi.

Liebes Bundesgericht, entschuldige, wenn ich Dir mit diesem Schreiben Zeit stehle. Ich weiss, dass Du chronisch überlastet bist. Warum sonst hast Du unsere Beschwerde gegen das Urteil des Obergerichts des Kantons Zürich vom Mai 2011 erst kurz vor Weihnachten abgeschmettert? Ich kann auch nachvollziehen, dass Du unsere Eingabe zurückweisen musstest, denn Du konntest Dich ja auf «das verletzte Amtsgeheimnis» berufen. Die Basis für Dein Urteil hat Dir der Anwalt der Stadt Zürich auf dem Servierteller geliefert, und Du warst so in der Lage, sozusagen im *copy/paste*-Verfahren sein Argumentarium zu übernehmen.

Natürlich konntest Du Dich nicht auch noch mit den Gegenargumenten von Esther Wyler und mir in Form einer mündlichen Urteilsberatung befassen, denn wie so oft in der Vergangenheit hätten wir auch Dir erklärt, warum es uns nicht möglich war, an all die aufgeführten Stellen zu gelangen, um die massive Misswirtschaft im Sozialdepartement der Stadt Zürich bekanntzumachen. Dann hättest Du nämlich mitanhören müssen, dass die Öffentlichkeit über Jahre von der damaligen Vorsteherin des Departements bezüglich des Ausmasses der Ausrichtung von Sozialhilfe belogen wurde. Aber eben, damit hätten wir Dir wertvolle Zeit geraubt, die Urteilsfindung verkompliziert und in die Länge gezogen. Und klar, ich verstehe, dass Du keine Freude an einfachen Leuten hast, die den Obrigkeiten am Lack kratzen. Wo kämen wir hin,

wenn die Damen und Herren in Amt und Würden sich vom gemeinen Volk vorwerfen lassen müssten, sie würden ihre Verantwortung nicht wahrnehmen und ihre Macht missbrauchen? Das kannst Du nicht dulden, denn Du bist Teil dieses Systems, das vergessen hat, dass es dem Souverän verpflichtet ist und nicht umgekehrt.

Ja nun, macht nichts, liebes Bundesgericht. All die Mitarbeitenden in staatlichen Institutionen und Verwaltungen, die wie wir Zeugen von Amtsmissbrauch und anderen untolerierbaren Machenschaften ihrer Vorgesetzten werden, wirst Du mit Deinem Urteil nicht zum Schweigen bringen. Denn eines haben wir aus der Geschichte gelernt: Die Mehrheit des Volkes steht hinter den uneigennützigem Whistleblowern, und das Volksempfinden ist gerechter, als jede Gerichtsinstanz es je sein kann! Nicht umsonst haben wir in den vergangenen vier Jahren moralische und finanzielle Unterstützung erhalten, die es uns möglich machte, nicht an unseren Regierungen, Gesetzgebern und Gerichtsbarkeiten zu verzweifeln. Im Gegenteil, die Kraft und die Mittel, die wir bekommen haben, halfen uns, darauf zu vertrauen, dass unser Gang an die Öffentlichkeit richtig und wichtig war. Denn die einzige wirksame Kontrolle von Behörden und Institutionen ist die durch die Öffentlichkeit.

Ich wünsche allen Menschen, die sich heute und morgen in einer vergleichbaren Lage befinden, den nötigen Mut und die Kraft, Fehler und Unrecht zu benennen und, wenn es nicht anders geht, sie öffentlich zu machen, denn die Bevölkerung lässt es nicht zu, dass die Überbringer der schlechten Botschaft noch immer geköpft werden.

Dir, liebes Bundesgericht, wünsche ich zum neuen Jahr die nötige Weisheit und Differenzierungsfähigkeit, um unter den gebotenen moralisch-ethischen Aspekten den Weg von der Paragrafenreiterei zur salomonisch-gerechten Urteilsfindung zumindest einzuschlagen. Auch bitte ich Dich, dem Amtsgeheimnis, das sich verletzt in Deiner Obhut befindet, unser tiefempfundenes Mitgefühl und unsere Wünsche für eine baldige Genesung auszurichten. Ich danke Dir.

Margrit Zopfi war Controllerin beim Zürcher Sozialamt. Mit ihrer Kollegin Esther Wyler deckte sie via *Weltwoche* Missstände auf, was zu einer Debatte über das Sozialwesen und zum Rücktritt der verantwortlichen Stadträtin Monika Stocker (Grüne) führte.

# Am Tiefpunkt

Das Asylwesen ist im ersten Amtsjahr von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) aus dem Ruder gelaufen. Die Zahl der Gesuche nahm drastisch zu, ebenso die Missstände und die Kriminalität. Trotzdem will die Justizministerin weiterhin am «humanitären» Aspekt festhalten. *Von Andreas Kunz*



*Vom Ansturm überfordert:* Justizministerin Sommaruga, Mario Gattiker, Direktor des Bundesamts für Migration.

Der Titel passte: «Das Asylwesen ist krank», schrieb Alard du Bois-Reymond über seinen Beitrag für die *NZZ am Sonntag*. Der Ex-Chef des Bundesamts für Migration (BfM), der diesen Sommer seinen Posten räumen musste, analysierte die Missstände im Asylwesen und sparte dabei nicht mit Kritik an seiner ehemaligen Chefin, Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP).

In den Asylsystemen der europäischen Länder gebe es «kaum» wirkliche Flüchtlinge, die an Leib und Leben bedroht seien, schrieb du Bois-Reymond. «Selbst aus vielen Krisenstaaten wie zum Beispiel Somalia dominiert heute die wirtschaftliche Migration.» Die wenigen echten Flüchtlinge würden es gar nicht nach Europa schaffen, auch, weil «die Kanäle» des Asylsystems durch die Wirtschaftsflüchtlinge «verstopft» seien. Für den ehemaligen BfM-Chef, der nach seinem Rauswurf die Dinge

offen aussprechen kann, sind «die Missstände und Missbräuche offensichtlich». Die Asylbewerber nutzten «konsequent» alle Möglichkeiten der Verfahrensverlängerung, die ihnen das Schweizer Rechtssystem biete. Um die Probleme zu lösen, brauche es «Mut zum Risiko und einen zähen Willen», doch genau diese Qualitäten seien in der Bundesverwaltung «eher dünn gesät». Auf Sommaruga angesprochen sagte du Bois-Reymond, sie wolle die Dinge «immer zu 110 Prozent abgesichert» haben, bevor sie etwas unternahme, und stelle als SP-Frau den «humanitären Aspekt» stets in den Vordergrund.

Tatsächlich hat Sommaruga in ihrem ersten Amtsjahr als Justizministerin sich vor allem um die menschliche Seite des Migrationswesens gekümmert – obwohl längst klar geworden war, dass es sich bei den «Flüchtlingen» um Wirtschaftsmigranten handelt, die in ihrer Heimat

keineswegs an Leib und Leben bedroht sind. Mit einer ihrer ersten angekündigten Massnahmen wollte sie den Rechtsschutz der Einwanderer verbessern, und kurz vor Weihnachten kündigte sie an, die Kapazitäten für Asylanten auf bis zu 50 000 Plätze zu vergrössern.

## Rekordverdächtige Zunahme

Während die SP-Frau öffentlichkeitswirksam ungezählte Pressekonferenzen gab und dabei einen Papiertiger nach dem anderen lancierte, nahmen die Missstände laufend zu. Zum ersten Mal seit dem Ausbruch des Irak-Krieges 2003 sind im Jahr 2011 mehr als 20 000 Asylgesuche eingereicht worden. Allein bis November waren es 20 016 Gesuche (die Dezember-Zahlen liegen noch nicht vor). Dies entspricht einer rekordverdächtigen Zunahme von 41,5 Prozent während eines einzigen Jahres. Nie zuvor war es so einfach, in der Schweiz Asyl zu



erhalten wie im ersten Amtsjahr von Bundesrätin Sommaruga. Die Anerkennungsquote der Migranten hat unter ihrer Ägide stark zugenommen. Im dritten Quartal lag sie bei 25,9 Prozent (zum Vergleich: Ein Jahr zuvor lag die Quote bei 19,5 Prozent). Jeder vierte Asylbewerber hatte also mit seinem Antrag Erfolg – eine Quote, die im krassen Missverhältnis steht zum Anteil der Flüchtlinge, die tatsächlich an Leib und Leben bedroht sind und daher von Gesetzes wegen aufgenommen werden müssen.

Zurückzuführen ist die hohe Quote auf die Überforderung der Ämter, die angesichts der Probleme vielfach resigniert haben. Wie es aus dem BfM und den Kantonen heisst, lautet die Devise: Lieber einen Migranten mehr aufnehmen als einen weiteren jahrelangen Rechtsstreit in Kauf nehmen. Denn jedes abgelehnte Gesuch muss minutiös begründet werden, in mühsamer Detektivarbeit muss dem papierlosen Ankömmling (und dessen von der Schweiz bezahltem Rechtsanwalt) bewiesen werden, dass seine Angaben nicht stimmen. Durchschnittlich 1400 Tage dauern diese Verfahren, weil dem Asylanten «auch in aussichtslosen Fällen unbeschränkt Rechtshilfe und Rechtsbehelfe» zur Verfügung stünden und er immer wieder «weitere Asylgesuche einreichen» könne, wie es in einem Bericht des BfM heisst.

### Keine Woche ohne Einbrüche

Die Behörden waren im vergangenen Jahr vom Ansturm derart überfordert, dass sie die Asylanten nach nur einer Woche von den Bundeszentren in die Kantone überführten – obwohl allen klar war, dass nur die allerwenigsten tatsächlich Anspruch auf Asyl haben oder viele davon als Dublin-Fälle zurück in das Land gebracht werden müssten, in dem sie ihr erstes Gesuch gestellt hatten. Die Kantone ächzten unter der Last, vor allem die Kriminalität

nahm sprunghaft zu. Es verging praktisch keine Woche, ohne dass in den Zeitungen Meldungen wie die folgende vom 20. Dezember standen: «Fahnder der Kantonspolizei haben am Montagmorgen im Asylzentrum Bäretswil zwei abgewiesene Asylsuchende aus Tunesien im Alter von 22 und 27 Jahren festgenommen. Der Jüngere, dessen Asylgesuch abgelehnt wurde, hätte die Schweiz längst verlassen müssen. Der Ältere ersucht bereits zum vierten Mal in der Schweiz um Asyl.»

Im Kanton St. Gallen beispielsweise wurden allein im Juli über fünfzig Autos aufgebrochen. Die Behörden stellten einen Sonderstaatsanwalt ein sowie einen Staatsanwalt für jedes Asylheim. «Was wir erleben, das gab es noch nie in der Geschichte des Schweizer Asylwesens», sagte der St. Galler Polizeisprecher Hanspeter Krüsi. Es gab Fälle, bei denen Asylanten mehr als zehnmal wegen Einbruchs, Drogenhandels oder Diebstahls verhaftet wurden – und kurz darauf wieder freigelassen wurden. Sanktionen oder gar die Ausschaffung haben die kriminellen Migranten keine zu befürchten. Auch die Bussen können sie unbezahlt entsorgen. «Sie wissen genau, was sie zugute haben, wenn sie nur genügend klagen», heisst es aus den Kantonen.

### Schlechte Stimmung im Bundesamt

Es krankt im Asylwesen an allen Ecken und Enden. Im BfM herrscht aufgrund einer missglückten Reorganisation von Sommarugas Amtsvorgängerin Eveline Widmer-Schlumpf «eine Atmosphäre der Verunsicherung und Angst», wie es in einem internen Aussprachepapier heisst, das der *Weltwoche* vorliegt. Wichtige Themen würden «totgeschwiegen», durch die vielen Abgänge sei es zu einem «erheblichen Know-how-Verlust» gekommen.

Überfordert ist zudem das Asylsystem in ganz Europa. Die Quote erfolgreicher Dublin-

Überstellungen in das Land, in dem der Migrant sein erstes Gesuch gestellt hat, nimmt laufend ab. Für das Jahr 2011 wird sie bei rund 40 Prozent liegen, ein Jahr zuvor konnte die Schweiz immerhin noch 43 Prozent aller Dublin-Fälle zurückschicken, 2009 waren es noch 55 Prozent.

### System fällt auseinander

Statt dass sich das europäische Flüchtlingssystem langsam einzuspielen beginnt, fällt es auseinander. Jeder vierte nach Italien zurückgeschaffte Asylant steht kurz darauf wieder an der Schweizer Grenze und darf erneut um Asyl nachsuchen. Wie unkoordiniert und überfordert Europa das Flüchtlingsproblem angeht, zeigen exemplarisch die offiziellen Asylzahlen, welche die EU auf ihrer Statistik-Website veröffentlicht. Ende Dezember wurden dort mit grossem Button «aktualisierte» Zahlen angekündigt. Tatsächlich stammten die «neuen» Zahlen der Asylgesuche aus den einzelnen Ländern aus dem Jahr 2007.

Selbst wenn die Schweiz die Migranten direkt in ihre Heimat zurückbringen will, führt dies höchstens in zwei Drittel der Fälle zum gewünschten Erfolg. Einerseits, weil die Asylanten vor der Rückschaffung untertauchen, andererseits, weil Herkunftsländer wie Tunesien, Libyen oder Algerien sich weigern, Landsleute zurückzunehmen, die von der Schweiz zwangsausgeschafft werden.

Seit dem 1. Januar 2012 ist Mario Gattiker offiziell neuer Chef des BfM. Nachdem sein Vorgänger sich mit Sommaruga nicht vertrug, weil er bei der Bearbeitung der Gesuche ständig auf die «Strenge» fokussierte, wie er im Interview mit der *NZZ am Sonntag* sagte, wird Gattiker als ehemaliger Caritas-Mitarbeiter bestens mit der SP-Bundesrätin und ihrer «humanitären» Maxime zurecht kommen. Allen offensichtlichen Missständen zum Trotz. ○

# Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick, mehr Recherche,  
mehr Vielfalt.

Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement  
à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.–.  
Telefon: 043 444 57 01,  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch,  
oder unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).

**DIE WELTWOCH**



# Physiker der Nation

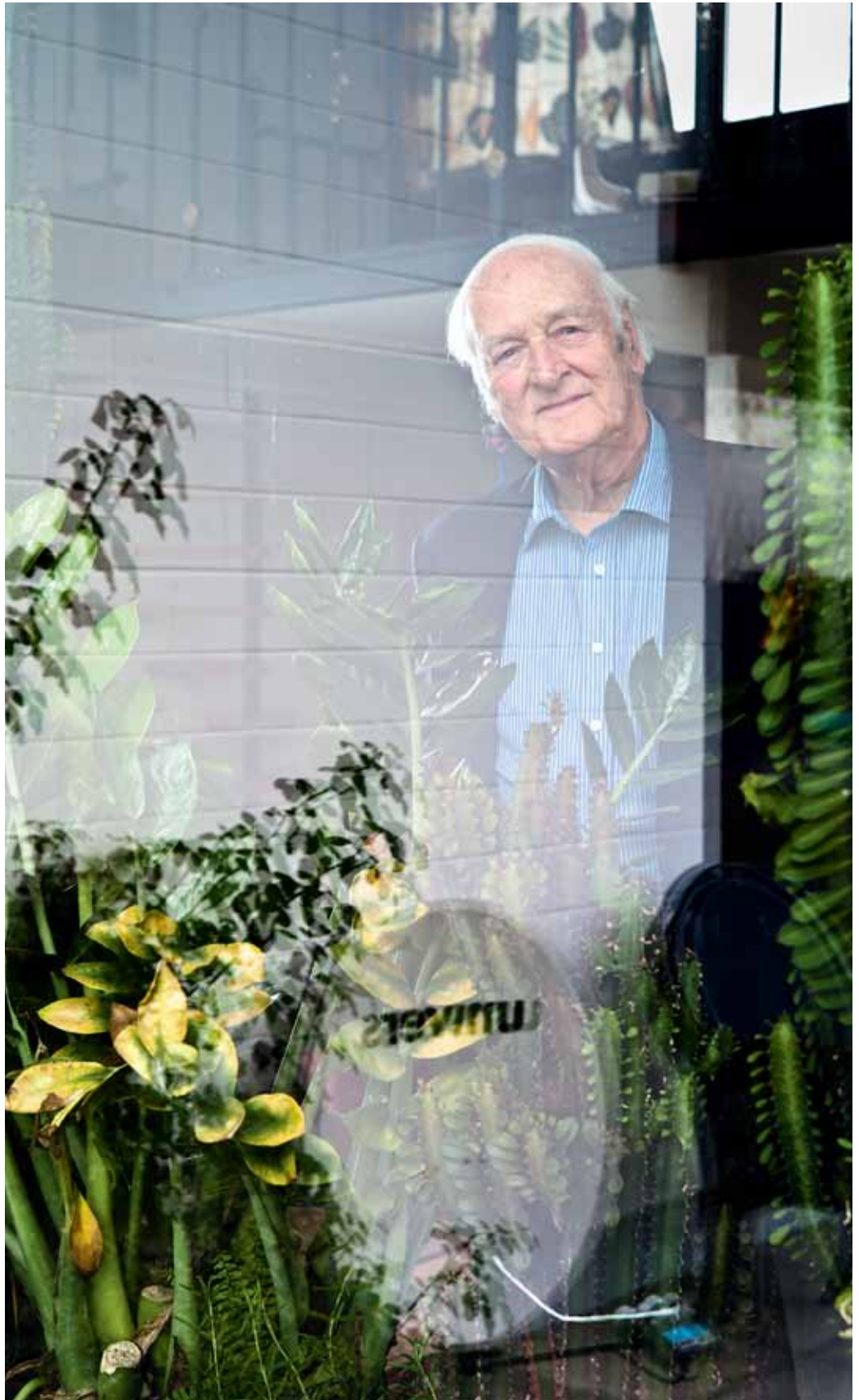
Der Gründer des renommierten Paul-Scherrer-Instituts, Jean-Pierre Blaser, sieht die Schweizer Energiepolitik von Fehlinformationen bestimmt. Fakten zählten beim Atomausstieg nichts mehr, sagt der Wissenschaftler. Unser Land setze auf Wunschdenken. *Von Alex Reichmuth und Oliver Bartenschlager (Bild)*

Früher, sagt Jean-Pierre Blaser, hätten Politiker noch auf Wissenschaftler gehört. Früher, das war zum Beispiel in den 1960er Jahren, als es um die Gründung des Schweizerischen Instituts für Nuklearforschung (SIN) ging. Ranghohe Politiker wie Bundesrat Hans Peter Tschudi (SP) hätten ihn in den Plänen für ein solches Institut unterstützt, so dass es verwirklicht werden konnte. Ab 1968 war Blaser erster Direktor des SIN. Heute jedoch habe die Forschung in der Politik keine Bedeutung mehr, klagt der Physiker. «Energieministerin Doris Leuthard fragt offenbar die falschen Leute.» Und in den Bundesämtern fehlten kompetente Fachleute. Darum basiere der letztes Jahr beschlossene Atomausstieg lediglich auf Wunschdenken. «Der Beschluss zur Energiewende war ein rein politischer.» Fakten zählten nichts mehr, beklagt sich Blaser.

Die Schärfe, mit der Blaser die «Verlogenheit» der Politik, insbesondere der Energiepolitik, kritisiert, kontrastiert mit seiner Erscheinung. Er wirkt wie ein freundlicher älterer Herr. Bis die ersten Worte fallen. Blaser nimmt kein Blatt vor den Mund – muss er auch nicht mehr mit fast 89 Jahren. «Das Problem ist, dass heute alle einander den grössten Blödsinn nachplappern», diagnostiziert er.

## Assistent von Paul Scherrer

Jean-Pierre Blaser ist alles andere als ein notorischer Querschläger, sondern eine der bedeutendsten Forscherpersönlichkeiten der Schweiz. Wer seinen Lebenslauf durchgeht, staunt, wie viele Stationen der Atom- und Astrophysiker durchlaufen hat. Aus einer Westschweizer Familie stammend, nahm Blaser mitten im Zweiten Weltkrieg ein Studium in Chemie, Physik und Astronomie an der ETH Zürich in Angriff. Nach dessen Abschluss war er einige Jahre Assistent von Paul Scherrer, dem grossen Förderer der Atomtechnologie in der Schweiz. Es folgten ein Forschungsaufenthalt in den USA und einige Jahre als Direktor am Astronomischen Observatorium in Neuenburg. 1960 kam Blaser zurück an die ETH in Zürich, als Professor für Physik. Zeitweise stand er hier dem Departement Physik vor, das er mitgegründet hatte. Ab 1968 übernahm Blaser wie erwähnt die Leitung des Schweizerischen Instituts für Nuklearforschung. Zwanzig Jahre lang amtierte er als Direktor, bis er das SIN mit dem Eidgenössischen Institut für Reaktorforschung zum Paul-Scherrer-Institut (PSI) zusammenführte. Zwei Jahre lang stand



«Man darf nicht zu technikgläubig sein»: Atomphysiker Blaser.

Jean-Pierre Blaser auch dieser Institution vor. 1990 trat er altershalber zurück.

Der ehemalige Präsident der Schweizerischen Physikalischen Gesellschaft wurde von nicht weniger als fünf Universitäten mit einem Ehrendoktor ausgezeichnet. Er bekam zahlreiche Preise zugesprochen, unter anderem den Krebspreis der Schweizer Krebsliga. Obwohl seit zwanzig Jahren eigentlich im Ruhestand, engagierte sich Blaser noch viele Jahre für die europäische Weltraumforschung sowie als Berater in Sachen Biotechnologie.

Noch heute hält Jean-Pierre Blaser regelmässig Referate vor Fachpublikum – aus Freude am Diskurs, aber auch, weil ihn Sorgen umtreiben. Sorgen, dass die Gesellschaft mehr und mehr von Desinformation seitens der Behörden und der Medien gesteuert wird. Sorgen aber auch, weil er die Zukunft der Menschheit rabenschwarz sieht. Blasers Mission: sein Publikum aufklären, es auf den Boden der Realität zurückholen und warnen vor den Gefahren, die er kommen sieht.

Es sind aber nicht die weitverbreiteten Ängste, die Blaser plagen. Mit dem Rummel um den Klimawandel etwa kann er wenig anfangen. Die gängigen Modelle, gemäss denen sich die Erde wegen des zunehmenden CO<sub>2</sub> in der Atmosphäre gefährlich erwärmt, hält er für aufgebauscht. «Realität ist, dass wir in einer Zwischeneiszeit leben, die gemäss historischen Zyklen sehr bald zu Ende gehen dürfte», sagt der Physiker. «Sehr bald» heisse innerhalb der nächsten paar tausend Jahre. Dass menschliche Aktivität eine Eiszeit aufhalten könne, lasse sich zwar nicht ausschliessen. «Wahrscheinlich aber kann der Mensch den Eiszeitenzyklus kaum beeinflussen.» Wenn schon, müsse man eine längerfristige Abkühlung des Weltklimas fürchten, nicht eine vorübergehenden Erwärmung.

### «Angst vor Radioaktivität ist absurd»

Blaser hält auch die Furcht vor Kernkraftwerken für weitgehend unbegründet. «Die Angstmacherei vor Radioaktivität ist absurd.» Man halte sich heute an Radioaktivitäts-Grenzwerte, die, verglichen mit den Gefahren, «völlig übertrieben» seien. Es sei ein Unsinn, wenn Bundesrat und Parlament wegen eines Atomunfalls in Japan, der bisher kein einziges Todesopfer gefordert habe, aus der Kernenergie aussteigen wollten. Blaser ist überzeugt, dass dieser Ausstiegsentscheid in den nächsten Jahren rückgängig gemacht werde – spätestens dann, wenn klar werde, dass die Alternativen nichts taugen.

Es sind vielmehr die dramatisch steigende Weltbevölkerung und der immer weiter wachsende Hunger nach Energie, die Jean-Pierre Blaser Sorgen machen. «Die Ressourcen der Erde sind bald aufgebraucht, aber die Zahl der Menschen steigt und steigt.» Wegen des immer höheren Wohlstands müsse man in den

nächsten Jahrzehnten mit einem doppelt so hohen Energiebedarf wie heute rechnen. Appelle, Energie zu sparen, hält Blaser für nutzlos. Erdöl und Erdgas, die heute einen grossen Anteil an der weltweiten Energieversorgung ausmachen, würden aber spätestens Mitte dieses Jahrhunderts knapp. Dann sei eine «dramatische Energiewende zum Schlechteren» zu erwarten. Denn es seien keine primären Energiequellen in Sicht, die Öl und Gas ersetzen könnten. «Bei aller Sympathie für die Kernenergie: Sie hat nicht das Potenzial, die Lücke rechtzeitig zu schliessen», betont Blaser. «Am Schluss bleibt nur Kohle, die wohl noch für einige Jahrhunderte reichen könnte.» Aber wenn sich die Energieversorgung der

---

### «Wind und Sonne können den Strom aus nuklearen und fossilen Kraftwerken nicht ersetzen.»

---

Welt im Wesentlichen nur auf Kohle abstütze, drohe am Ende tatsächlich eine katastrophale Klimaerwärmung.

Was bedeutet es, wenn der Welt die Energie ausgeht? «Dann bekommt Thomas Malthus doch noch recht», antwortet Blaser spitz. Der britische Ökonom warnte vor 200 Jahren, es drohten grosse Hungersnöte, weil der steigenden Weltbevölkerung bald die Nahrungsmittel ausgingen. Seine düsteren Prognosen trafen bisher nicht ein. Die Produktion von Lebensmitteln stieg schneller als die Zahl der Menschen. Jean-Pierre Blaser befürchtet aber, dass die heute hochtechnisierte Landwirtschaft, die auf Transporte angewiesen ist, einbricht, sollten Öl und Gas knapp werden. «Man kann dann mit Sonnen- oder Windenergie auch keine Traktoren und Erntemaschinen betreiben, so dass die Produktion an Lebensmitteln drastisch zurückgehen wird.»

Mit technischen Innovationen, die zum Beispiel die Gewinnung von Schiefergas oder die Verwertung von Ölsand ermöglichen, liesse sich der Vorrat an fossiler Energie nur vordergründig vergrössern. «In Wahrheit steigen der energetische Aufwand und auch die Risiken stetig, um Öl und Gas zu fördern.» Irgendwann sei Schluss – spätestens dann, wenn der Aufwand die Energieausbeute übersteige.

Was Blaser prophezeit, gleicht den Warnungen des Club of Rome, der vor vierzig Jahren wegen Ressourcen-Engpässen einen Kollaps des Wirtschaftssystems und eine Dezimierung der Weltbevölkerung vorhersagte. «Ja, ich bin ganz auf der Linie des Club of Rome», bestätigt Blaser. Aber gibt es nicht die Hoffnung auf Innovationen, die völlig neue Energieformen nutzbar machen? Der ehemalige Physikprofessor winkt ab. «Man darf nicht zu technikgläubig sein.» An rechtzeitige Durchbrüche – zum Beispiel, was die Nutzung der Kernfusion angeht – glaubt er nicht.

Hart ins Gericht geht Jean-Pierre Blaser mit den Verheissungen punkto Alternativenergien. «Wind und Sonne werden bei weitem nicht in der Lage sein, den Strom aus nuklearen und fossilen Kraftwerken zu ersetzen.» Denn Solar- und Windstrom falle unzuverlässig an und sei viel zu unergiebig. Mit «dummen Sprüchen» wolle man der Bevölkerung aber weismachen, mit Alternativenergien seien künftige Energieprobleme zu lösen. So stört sich Blaser etwa an Bertrand Piccard, dem Pionier für Solarzellenflugzeuge. «Es wird suggeriert, man könne mit Sonnenstrom bald nicht nur Leichtflugzeuge, sondern auch Passagierflugzeuge antreiben.» Das bleibe aber mit Sicherheit eine Illusion. «Piccard würde gescheitert versuchen, einen Solarzellentraktor für die Landwirtschaft im hungernden Afrika zu entwickeln. Dann würde man sehen, dass das nicht möglich ist.» Für nicht viel aussichtsreicher hält Blaser die Idee, die Mobilität künftig mit synthetischen Treibstoffen sicherzustellen, die zum Beispiel mit überschüssigem Solar- oder Windstrom erzeugt werden. «Diese Prozesse sind wenig effizient, und solche Treibstoffe stehen wohl kaum in genügenden Mengen zur Verfügung, wenn die grosse Energiekrise kommt.»

### Störende Energiekampagnen

Überall ortet Blaser Leerläufe – etwa bei der Subventionierung von Solarstrom oder bei der Förderung des sogenannten Cleantech-Sektors. «Der einzige Effekt ist, dass gewisse Industriezweige an Subventionen herankommen. Das globale Energieproblem aber lässt sich mit Cleantech gewiss nicht lösen.» Leider mache auch die ETH, mit der er ein Forscherleben lang verbunden war, den Tanz um Cleantech mit. Blaser vermutet, dass der Kampf um Forschungsgeld dabei entscheidend ist.

Generell stören Blaser die zahlreichen Energiekampagnen, die politisch gut aussähen, aber wirkungslos seien. Energiesparen mit Wärmepumpen? «Eine Illusion, der physikalische Gesetze entgegenstehen.» Verbot konventioneller Glühbirnen? «Eine typische Symbolhandlung ohne Nutzen.» Ressourcen schonen mit dem Bau von Nullenergiehäusern? «Das geht nicht auf, denn im Winter braucht es eben doch ein Kraftwerk, das den Strom für solche Bauten liefert.»

Hoffnung, dass solche «Lügendgeschichten» bald Vergangenheit sind, hegt Blaser nicht. «Das Grundproblem ist, dass das Stimmvolk über die Energiezukunft entscheiden muss. Aber es ist gar nicht in der Lage, die langfristigen Zusammenhänge zu sehen.» Also sei der Weg frei für Fehlinformationen. Die Demokratie stosse an die Grenzen ihrer Möglichkeiten, ist Jean-Pierre Blaser überzeugt. Als Befürworter der Diktatur will er aber nicht missverstanden werden. «Ich halte es mit Churchill. Demokratie ist ein miserables Regierungsprinzip, aber ich kenne kein besseres.» ○

# Daumenschrauben für die Fifa

Nach dem Entscheid des Zuger Obergerichts hat der Weltfussballverband Fifa die Wahl: Entweder beginnt die Selbstregulierung per sofort zu wirken, oder die Schweizer Politik muss die Korruption in den Sportverbänden härteren Sanktionen unterstellen. *Von Roland Büchel*



*Transparenz und Aufklärung:* Fifa-Präsident Blatter.

Am 22. Dezember 2011 ist die Fifa wieder irdischer geworden. Das Obergericht in Zug hat entschieden: Es wird die Namen der in Korruptionsverfahren verwickelten Fifa-Funktionäre nicht mehr unter Verschluss halten. Mit dem wegweisenden Entscheid geht ein jahrelanges Seilziehen zu Ende. Bis wenige Tage vor seiner Wiederwahl im vergangenen Juni hatte sich auch Fifa-Präsident Sepp Blatter daran beteiligt. Sein *Weltwoche*-Interview («In der Fifa gibt es keine Korruption!») ging um die Welt.

Seit seiner Bestätigung im Amt macht Blatter auf Transparenz und Aufklärung. Jetzt will er sich sogar dem Zuger Verdikt beugen. Seinen engen Vertrauten steht noch der Gang vor das Bundesgericht offen. Gemäss Faktenlage handelt es sich dabei um Fifa-Ehrenpräsident João Havelange und dessen Ex-Schwiegersohn Ricardo Teixeira.

Die beiden Brasilianer gehören zu jenen Funktionären, die vom früheren Schweizer Fifa-Partner ISL während Jahren mit über 140 Millionen Franken bestochen worden sind. Diese amtlich dokumentierten Zahlungen und andere Fehlleistungen führten zum monumentalen Bankrott der Sportrechte-Agentur.

Mit dem Urteil von Zug und dem Rücktritt von João Havelange aus dem Internationalen Olympischen Komitee (der Fifa-Patriarch entzog sich damit einem peinlichen Verfahren)

gehen die Aufräumarbeiten der ISL-Pleite und des 37 Jahre dauernden Regimes von Havelange und Blatter dem Ende entgegen.

Diese Zeit war vom Aufstieg des Fussballs wie von Schwarzzahlungen, Tarnfirmen, Korruption und Nepotismus gekennzeichnet. Offiziell mag sich Sepp Blatter dem Reinemachen neu nicht mehr entgegenstellen.

## Gemächliche Gangart

Er beauftragte den Korruptionsspezialisten Mark Pieth von der Universität Basel, für den Weltfussballverband ein modernes Führungskonzept zu erarbeiten. Leider aber leuchtet Spezialist Pieth die Dunkelkammer der Fifa nicht aus. Er will von einem solchen Auftrag nichts wissen und befasst sich nur mit den neuen Führungsinstrumenten. Das Erhellende düsterer Vorgänge haben einige aufsässige Journalisten übernommen. Mit ihnen ist Pieth immerhin in Kontakt getreten.

Mitte Dezember hat Sepp Blatter den Fahrplan Richtung Erneuerung als grossen Schritt gefeiert – obwohl sich die Fifa für das neue Führungskonzept bis mindestens ins Jahr 2013 Zeit gibt. Eine ähnlich gemächliche Gangart machte sich auch das Bundesamt für Sport zu eigen. Der Report zur Korruption im Sport wurde mit Hilfe des Ständerats auf Ende 2012 verschoben. Wegen angeblicher Überlastung

der Staatsangestellten. Zuvor hatte der Nationalrat eine Motion des Schreibenden überwiesen. «Bericht per Ende 2011 fertigstellen» hiess der einstimmige Auftrag.

Die Geruhsamkeit der Beamten steht im Kontrast zu den Daumenschrauben, welche die Schweizer Politik den Finanzinstituten fast schon im Wochenrhythmus anlegt. In einem weit komplexeren Umfeld reagieren die Banken auf die neuen Gegebenheiten. Und zwar ohne Rücksicht auf Verluste. Sie haben, nebenbei, volkswirtschaftlich ein ungleich höheres Gewicht für unser Land als die weitgehend steuerbefreiten Sportverbände.

Neben der Fifa sind auch das Internationale Olympische Komitee (IOK) und andere olympische Sportverbände immer wieder von Korruptionsaffären geplagt. Als die Fifa bei der WM-Vergabe an Russland und Katar einmal mehr ins Schussfeld der Kritik – vor allem der angelsächsischen Länder – geriet, stöhnten besorgte Experten über deren rufschädigenden Einfluss auf die Schweiz.

Als Folge der zahlreichen Unregelmässigkeiten wächst der Rechtfertigungsdruck der Sportverbände gegenüber den europäischen Behörden. Auch den Promotoren von Olympischen Winterspielen in der Schweiz kann es nicht egal sein, wie viele korruptionsbeschädigte IOK-Mitglieder über die Vergabe der Spiele entscheiden. Sollen die Steuermillionen in ein perfektes Dossier investiert oder in die tiefen Taschen der Funktionäre gesteckt werden? Das ist die Frage.

Die ehemals verfeimten «Gnomen von Zürich» sitzen nicht mehr am Paradeplatz. Sondern auf dem Zürichberg und am Genfersee. Dort haben sich an der Schulter des IOK Dutzende internationale Sportverbände installiert. Der Nationalrat war bereit, an deren Eigenverantwortung zu glauben und darauf zu setzen. Hätten sie diese wahrgenommen, könnte die Politik problemlos auf gesetzliche Interventionen verzichten.

Die Frist für Lösungen ist an Silvester 2011 abgelaufen. Entweder werden die «Fahrpläne» der Organisationen massiv beschleunigt, und die Selbstregulierung beginnt per sofort zu funktionieren. Oder die Schweizer Politik muss sich mit den Geschäftspraktiken der internationalen Sportverbände mit Nachdruck befassen und die Korruption im Sport härteren Sanktionen unterstellen.

Roland Büchel ist SVP-Nationalrat. Er war Marketingleiter von Fussball-Junioren-Weltmeisterschaften und anderen grossen Sportanlässen.



Essay

## Gefahr eines Flächenbrands

Unterschriften sind die Zündhölzer der direkten Demokratie. Deshalb sollte mit ihnen niemand spielen.

Auch nicht die Jungsozialisten.  
Von Andreas Gross

Eine Volksinitiative ist im Grunde genommen eine spezielle Frage weniger Stimmberechtigten an alle Stimmberechtigten. Speziell ist die Frage deswegen, weil die Art ihrer Formulierung bereits eine Antwort enthält – jene, welche die Initianten und Fragesteller sich wünschen.

Motiviert werden die Fragesteller meist durch den Wunsch, dass sich etwas ändert im mit der Frage angesprochenen Themenbereich. Wird die Frage von genügend Stimmberechtigten als wichtig und die mit ihr verknüpfte Antwort von diesen als richtig angesehen, so findet sich die in Verfassung und Gesetz verlangte Zahl von Unterschriften in der dort ebenfalls vorgesehenen Frist. Dann müssen alle Stimmberechtigten eingeladen werden, ihrerseits die mit der Frage verbundene Antwort zu beurteilen. So haben die wenigen, welche die Frage gestellt haben, bei einer ausreichend grossen Zahl von Unterschreibern das Recht, von allen Stimmberechtigten eine Bewertung ihrer Antwort zu bekommen. Diese erfolgt nach einer mehr oder weniger langen, kontroversen und intensiven öffentlichen Debatte im Rahmen der Volksabstimmung.

Die Volksinitiative kann somit als anspruchsvoller, kommunikativer gesellschaftlicher Prozess verstanden werden. Wer sie schultert, muss einiges zu tragen bereit sein. Er verlangt aber auch von vielen anderen Bürgerinnen und Bürgern nicht wenig. Die Staatskanzleien sorgen für die Einhaltung der gesetzlichen Regeln, Mitbürger lassen sich auf das Gespräch ein oder mindestens auf eine Auseinandersetzung, Verwaltung und Regierungen nehmen ausführlich Stellung, Parlamente diskutieren Frage und vorgeschlagene Antwort öffentlich, geben eine Stimmempfehlung ab, Druckereien drucken Abstimmungshefte, Plakate und Insetrate, Parteien und Abstimmungskomitees versuchen zu argumentieren, die Medien bieten Diskussionsplattformen, und die Bürgerinnen und Bürger müssen sich schliesslich der Anstrengung stellen, Frage und intendierte Antwort zu beurteilen.

Eine grosse politische Maschine also, die damit einer Volksinitiative angeworfen werden kann. Ob sie in Betrieb gesetzt wird, hängt von einem einzigen Akt ab, der Unterschrift von einer ausreichenden, in der Schweiz fast überall aus guten Gründen der feinen Machtvertei-

lung vergleichsweise geringen Zahl von Unterschriften. Die Unterschriften von Bürgerinnen und Bürgern sind also die Anlasser dieser Maschine, die Zündhölzer der direkten Demokratie. Deshalb verlangt das Gesetz einen sorgfältigen Umgang damit. Vorname, Name und Adresse genügen nicht mehr unter einer Volksinitiative. Es muss die Unterschrift sein. Und zwar eigenhändig und nur einmal. Alles andere wäre strafbar und müsste von Amtes wegen geahndet werden.

Das war sogar der Spitze der Schweizer Jungsozialisten (Juso) bewusst, als ihnen die SVP



Grenze der Legalität: Juso-Präsident Roth.

Schweiz zu nahe trat im vergangenen August mit ihrer Fünf-Millionen-Franken-Kampagne gegen die «Masseneinwanderung», den entsprechenden schweizweit ausgehängten finsternen Plakaten und dem Versand eines Initiativbogens in jeden einzelnen Haushalt und der frankierten Rückantwortkarte. Die Juso-Spitze entschloss sich zu einer «Protestaktion» und rief zur Wahrnehmung der portofreien Antwort ohne oder mit einem Fantasienamen auf, jedoch ohne Unterschrift.

Einigen Berner Junggenossen und ihren Freunden scheinen die feinen kleinen Unterschiede in der direkten Demokratie nicht be-

wusst gewesen zu sein. Wonach Namen eben nicht mit Unterschriften gleichzusetzen sind. So liess sich einer von ihnen mit dem Satz zitieren, er kenne Leute, die «aus eigenem Antrieb, aus Lust und Laune heraus SVP-Unterschriftenbögen mit falschen Unterschriften versehen» hätten. Damit gingen sie zu weit. Sie fälschten eine Unterschrift, das Elementarteilchen der direkten Demokratie, das zusammen mit anderen den ganzen Prozess der Legitimierung einer politischen Reform auslösen kann. Hätten sie es bei einem Fantasienamen belassen, dann hätte die SVP zwar vergeblich das Rückporto bezahlt, doch dem Unterschriftenbogen hätte das auch für die SVP Wesentliche, die Unterschrift, gefehlt, und er wäre im Papierkorb gelandet.

### Grenze überschritten

Name oder Unterschrift, dazwischen liegt die feine Grenze zwischen einer unverbindlichen Protestaktion und einem Akt zivilen Ungehorsams. Mit Letzterem überschreiten Protestierende ganz bewusst im Namen höherwertiger Normen die Grenze der Legalität und nehmen hierfür auch die gesetzlich vorgesehene Strafe in Kauf. Wobei auch in der so verstandenen lebendigen Demokratie der Zweck nicht jegliche Mittel heiligen kann und die nicht respektierte Norm als illegitim angesehen wird, was – und dies ist entscheidend – im vorliegenden Fall nicht ernsthaft behauptet werden kann. Denn wer eine Unterschrift unter einer Volksinitiative fälscht, verschafft ihr eine Bonität, die ihr nicht wirklich zukommt. Dokumentieren Initianten mit dem Sammeln der Unterschriften doch die Legitimität ihrer Reformbestrebungen ebenso wie eine gewisse Repräsentativität ihres Anliegens. Das heisst, sie wollen damit der Gesellschaft zeigen, dass es sich in den Augen einer ausreichend grossen Zahl von Mitmenschen lohnt, sich mit ihrem Anliegen auseinanderzusetzen. Wer sich nicht auf diese feinen kleinen Unterschiede der direkten Demokratie einlässt, verbrennt sich nicht nur seine Finger, sondern gefährdet mit einem Flächenbrand auch die Macht aller Bürgerinnen und Bürger.

Andreas Gross ist Politikwissenschaftler und SP-Nationalrat, Spezialist in Theorie und Praxis der direkten Demokratie, er war Präsident der Schweizer Juso (1979–1983) und hat für den Europarat in den vergangenen siebzehn Jahren über sechzig Wahlen und Abstimmungen beobachtet.

# Mord im Schneegestöber

Vor dem C.-G.-Jung-Haus am Zürichsee wird ein Millionär erschlagen. Die Indizien führen zu einem windigen Börsenmakler, der jegliche Schuld bestreitet und seinen Verteidiger in ein Dilemma stürzt. Die Justiz, die nur noch verwaltet, statt zu richten, hilft wenig bei der Klärung. Von Alex Baur und Mario Wagner (Illustrationen)



«Einer ist gekommen und hat brutal auf uns eingeschlagen»: der Kriminalfall von Bollingen.

Der Notruf ging am 15. Dezember 2010 um 17.37 Uhr bei der Kantonspolizei St. Gallen ein. «Wir haben einen Überfall gehabt», erklärte ein hörbar verwirrter Anrufer, «einer ist gekommen und hat brutal auf uns eingeschlagen.» Der Mann bekundete Mühe, der Polizei den Weg zum Tatort zu weisen, der beim Strandweg in der Nähe von Bollingen am Ufer des oberen Zürichsees lag. Allerdings hätte es eine simple und präzise Beschreibung gegeben: auf dem Parkplatz beim Carl-Gustav-Jung-Haus. Die eigentümliche Villa des berühmten Seelenforschers, eigentlich eine Burg, kennt jedes Kind in dieser Gegend.

So aber dauerte es fast eine halbe Stunde, bis die Polizei gegen 18 Uhr am Tatort eintraf. Es herrschte dichtes Schneetreiben. Peter Gantenbein\* nahm die Helfer in Empfang und führte sie zu einem Ford Focus. Hinter dem Auto lag ein Mann im Schnee. Es handelte sich um Fredi Stiller\*, einen 66-jährigen Unterneh-

mer aus dem Kanton Zürich. Sein Schädel war zertrümmert. Stiller erwachte nie mehr aus dem Koma und erlag nach zwei Tagen auf der Intensivstation seinen schweren Verletzungen.

Exakt ein Jahr später, am 15. Dezember 2011, verhandelt das Kreisgericht See-Gaster in Uznach gegen Peter Gantenbein. Er ist der 36-jährige Mann, der damals die Polizei gerufen hatte. Die Anklage lautet auf Mord. Der Angeklagte, der jede Schuld stets vehement bestritten hat, wurde noch in der Tatnacht festgenommen, seither sitzt er in Untersuchungshaft. Die Staatsanwaltschaft glaubt, dass Gantenbein selber der grosse Unbekannte ist, der Stiller aus einem Hinterhalt den Schädel «mit einem stumpfen Gegenstand» und «mindestens zwanzig Schlägen» zertrümmerte. Der Überfall wäre demnach eine Erfindung gewesen, welche die Polizei in die Irre führen sollte.

Die Aufzeichnung des konfusen Notrufs wurde sowohl vom Ankläger wie auch von der

Verteidigung als Schlüsselement in den Prozess eingebracht. Man kann sie als Höhepunkt einer perfiden, von langer Hand geplanten Inszenierung interpretieren. Die Verwirrung des Angeklagten könnte aber auch darauf hinweisen, dass er, überrascht von einem unerwarteten und brutalen Angriff, unter Schock stand, wie die Verteidigung glaubhaft machen will.

Es ist eine Frage der Auslegung. Direkte Beweise gibt es nicht. Wir haben es demnach mit einem klassischen Indizienprozess zu tun, der im Grunde nur zwei Varianten zulässt: Der Angeklagte ist ein Mörder und gehört für viele Jahre hinter Gitter – oder er ist mit ein Opfer, das für die erlittene Untersuchungshaft und die Demütigung zu entschädigen ist.

Wer sich von der Justiz in einem solchen Fall Klärung verspricht oder wenigstens eine Erklärung, warum ein Fall nicht geklärt werden kann, der sei gewarnt. Das Abspielen des Notrufs gehörte zu den wenigen unmittelbaren, konkreten

Momenten in diesem Prozess. Die Zeiten, als Gerichtssäle die Bühnen realer Dramen waren, auf denen im Licht der Öffentlichkeit um Lüge und Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, Schuld und Sühne, Vergeltung und Vergebung gerungen wurde, diese Zeiten sind Geschichte. Schleichend ist der Gerichtsprozess über die Jahre zur protokollarischen Pflichtübung verkommen, die möglichst knapp gehalten wird, zumal allein schon das Protokollieren ein mühseliger bürokratischer Akt geworden ist, der jede spontane Aussage ausschliesst. In Gerichten geht es heute zu und her wie in Strassenverkehrsämtern. Mit der Abschaffung der Geschworenen wurde das Volk definitiv vom Verfahren ausgeschlossen. Die Öffentlichkeit ist bestenfalls noch geduldet als lästiger Zaungast. Prozessbeobachter müssen mit Versatzstücken aus den Akten vorliebnehmen, die sie ab und an zugeworfen bekommen wie abgenagte Knochen.

Das Kreisgericht in Uznach wickelte den diffizilen Mordprozess an einem halben Tag ab. Für Detailfragen blieb bei diesem Regime kaum Zeit. Vieles bleibt daher im Ungefähren und kann nur erahnt werden. Der Rechtsunterworfenen ist angehalten, einfach zu glauben, dass die Richter schon wissen, was sie tun. Wer sich ein Bild machen will, muss schon seine eigenen Recherchen anstellen.

Immerhin hatte Staatsanwalt Elmar Treppe in rekordverdächtigen zwölf Monaten ein dichtes Netz an Indizien zusammengetragen. Das ist allein schon deshalb eine beachtliche Leistung, weil in derartigen Fällen Angeschuldigte oft jahrelang auf ihre Anklage warten. Die Anklage zeigt die Konturen einer vertrackten Geschichte auf, die den Mord einigermaßen nachvollziehbar machen. Doch der Teufel steckt bekanntlich im Detail.

Gantenbein und Stiller lernten sich vor gut einem Jahrzehnt als Nachbarn kennen, in einem Bootshaus am Zürichsee. Die beiden hätten unterschiedlicher kaum sein können. Stiller, damals Mitte fünfzig, war der Inbegriff des grundsoliden Kleinunternehmers, ein bescheidener Patron der alten Schule. Gantenbein dagegen, der sein Sohn hätte sein können, liebte den grossartigen Auftritt, der mehr Schein als Sein war. Einer geregelten Arbeit war er kaum je nachgegangen. Während der Millionär Stiller eher bescheiden am linken Seeufer lebte, hauste der meist klamme Gantenbein an der gegenüberliegenden Goldküste. Was die beiden zu Freunden machte, bleibt eines der Rätsel dieser Geschichte.

Gantenbein stellt sich gerne als Devisenhändler oder Broker vor. Tatsächlich war eine Lehre als Koch die einzige Ausbildung, die er je geschafft hatte, und auch das mit knapper Not. Eine Weiterbildung im Hotelfach brach er ab. Drogenmissbrauch spielte in jungen Jahren wohl mit eine Rolle. Gantenbein war zeit lebens auf die monatlichen Überweisungen seiner Eltern angewiesen. Zuletzt residierte

er in einer Villa mit herrlichem Seeblick. Den Nachbarn – und vermutlich auch Fredi Stiller – gaukelte er vor, das Anwesen gehöre ihm. In Tat und Wahrheit war er wohl eher eine Art Wächter. Die Besitzerin, eine alleinstehende Witwe, hatte ihm bloss ein Zimmer vermietet.

Gelegentlich verdiente sich Gantenbein ein Zubrot als Vermittler bei der Firma Eiger (Europe) AG. Die Eiger, ein sogenannter Introducing Broker, vermittelt hoch spekulative Warentermingeschäfte, derentwegen sie seit

---

## Bei der Rückkehr zum Auto habe er Schreie gehört, jemand habe «Sauhund» gerufen.

---

Jahren immer wieder in die Kritik geriet. Der Vorwurf: Die Firma nehme ihre Kunden mit überrissenen Spesen und unsinnigen Transaktionen aus, *churning* im Fachjargon; weil sie den Vermittlern keinen festen Lohn ausbezahle, sondern lediglich Kommissionen und Boni, werde die Spesenreiterei gezielt gefördert. Etwas Illegales konnte man der Eiger, soweit bekannt, allerdings nie nachweisen.

Anfang 2010 warb Gantenbein seinen kurz zuvor pensionierten und verwitweten Freund Stiller als Kunden der Eiger an. Mitte März überwies dieser eine erste Tranche von 100 000 Dollar auf ein Geschäftskonto, im Juni folgten weitere 30 000 Dollar. Gantenbeins Aufgabe war es, das Geld nach Stillers Vorgaben an der Börse anzulegen. Bei der Eiger liegt eine schriftliche Erklärung vor, mit der Stiller vermeintlich bestätigt, über die Risiken und Spesen informiert worden zu sein; seine Unterschrift erwies sich im Laufe der späteren Strafuntersuchung allerdings als Fälschung.

So wissen wir nicht, welche Vereinbarungen zwischen den beiden tatsächlich getroffen wurden. Gantenbein äusserte sich vage zu seinen Geschäftsbeziehungen mit Stiller, die er in den ersten Monaten der Untersuchung sogar bestritten hatte. Aus den Kontoauszügen geht lediglich hervor, dass Stillers Einsatz bereits Ende August auf klägliche 2256 Dollar geschrumpft war. Danach gab es keine Bewegungen mehr auf dem Konto. Innerhalb weniger Tage hatte Gantenbein mit 156 Transaktionen neben hohen Verlusten Spesen in der Höhe von 17 696 Dollar generiert, die nur ihm selber einen Gewinn brachten.

Die Strafermittler stiessen sodann auf eine Reihe von SMS, die darauf hinweisen, dass Gantenbein seinem Freund die Verluste monatelang verheimlicht hatte. Offenbar währte sich Stiller im guten Glauben, der Broker würde mit seinem Geld weiterspekulieren. «Bitte Peter verkaufen» schrieb er seinem Freund etwa am 18. November, oder, am 8. Dezember: «Peter vor 3 Wochen haben wir verkauft, immer noch kein Geld da». Am 13. Dezember, zwei Tage vor seinem Tod, insistiert Stiller weniger diplomatisch: «Kein Geld

gekommen». Auch die vielen Nachfragen bei seiner Hausbank lassen darauf schliessen, dass Stiller eine Überweisung erwartete, die aber nie eintraf. Zeitlich passen die Kontoabfragen zum Teil auf die Minute genau zu seinem SMS- und Telefonverkehr mit Gantenbein.

Am 21. November 2010 lädt Gantenbein seinen Freund zur Besichtigung eines Hauses am Zürichsee ein. Angeblich will er das Haus kaufen und günstig an Stiller weitervermieten. Der pensionierte Unternehmer ist begeistert und teilt Gantenbein mit, dass sein Bruder ihn begleiten möchte. Gantenbein sagt den Termin darauf kurzfristig ab, angeblich, weil sein Vater erkrankt sei. Trägt er den Mordplan schon damals mit sich herum? Sagt er das Treffen ab, weil er keinen Zeugen vor Ort haben will? Auf jeden Fall ergibt die Hausbesichtigung keinen Sinn: Gantenbein konnte nie eine Liegenschaft nennen, die tatsächlich zum Verkauf stand. Es gab auch nie Verhandlungen. Abgesehen davon fehlte ihm das Geld für einen derartigen Kauf.

## Fantasien eines Hochstaplers

Am 15. Dezember vereinbarten die ungleichen Freunde eine zweite Hausbesichtigung, diesmal ohne Stillers Bruder, an einem anderen Ort. In Bollingen, gleich neben dem famosen Carl-Gustav-Jung-Haus, soll eine Villa mit Seeanschluss zum Verkauf stehen. Das behauptet zumindest Gantenbein, der sich an diesem Tag von einer Nachbarin einen Ford Focus leiht. Um 16.16 Uhr telefoniert er mit Stiller, der eine Minute später einen Auszug bei seiner Bank bestellt. Noch immer ist kein Geld da. Um 16.30 Uhr fährt Gantenbein bei seinem Freund vor. Wenig später fahren sie im Ford Focus in Richtung Obersee. Den Bankauszug wird die Polizei später im Auto finden.

Als die beiden nach 17 Uhr auf dem Parkplatz des Jung-Hauses eintreffen, ist es bereits dunkel. Dicke Schneeflocken behindern die Sicht. Die Voraussetzungen für eine Hausbesichtigung sind denkbar schlecht. Trotzdem steigen sie aus dem Auto. Gemäss eigener Darstellung verzichtet sich Gantenbein in einen Busch, weil er dringend seine Notdurft verrichten müsse. Bei der Rückkehr zum Auto habe er Schreie gehört, jemand habe «Sauhund» gerufen. Danach werden seine Angaben nebulös. Anfänglich spricht er von einem Täter, der mit einem «Hebel» auf Stiller eingeschlagen habe, bevor er die Flucht ergriff, später von zwei Unbekannten. Anfänglich will auch er einige Hiebe abbekommen haben, die jedoch keinerlei Verletzungen hinterliessen. Dann kann er sich überhaupt nicht mehr erinnern.

Indizienprozesse haben es in sich, dass es weder ein Geständnis noch direkte Zeugen gibt. Es liegt wiederum im Wesen von Indizien, dass sie immer auch eine andere, den Angeklagten entlastende Deutung zulassen. So wandte die Verteidigung ein, die SMS könnten auf ganz andere Geschäfte und Überweisungen Bezug nehmen,

von denen wir womöglich nichts wüssten. Nicht nur Gantenbein, sondern auch Stiller könnte ein Fantast gewesen sein. Vielleicht hätten sie sich gegenseitig in den Traum von der Villa am See hineingesteigert. Auch wäre denkbar, dass sich unter dem Eindruck eines brutalen Überfalls die Erinnerungen im Kopf des Angeklagten verschoben und einander überdeckt haben. Die traumatischen Ereignisse jenes Abends könnten zu Erinnerungslücken geführt haben, einer sogenannten Amnesie im Fachjargon.

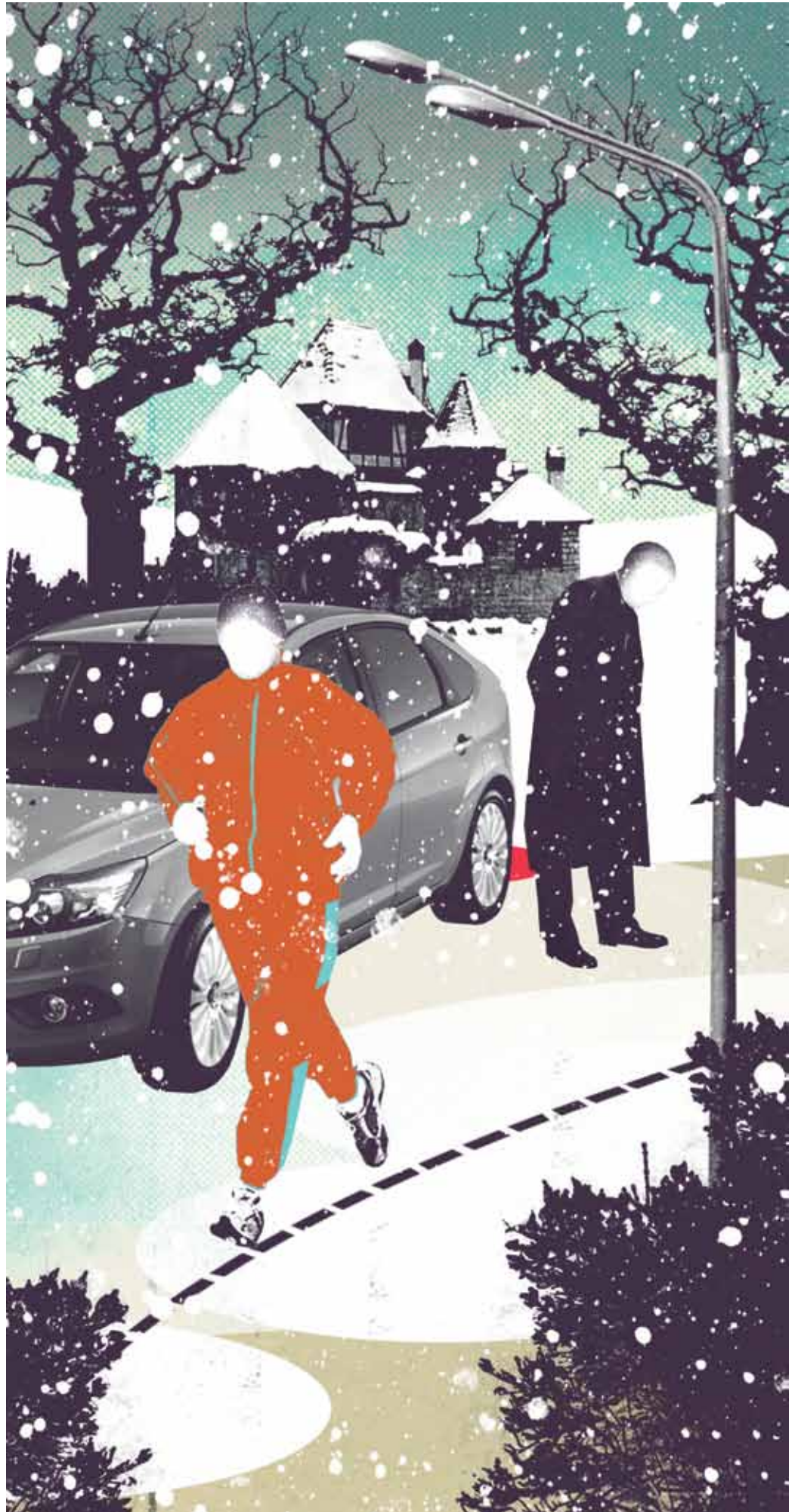
### Die Indizien verdichten sich zu einem Bild

Vieles ist denkbar. Es liegt auch im Wesen der Indizien, dass sie erst im Zusammenwirken ein Bild ergeben, das sich dann zur Gewissheit verfestigt, wenn sich die Hinweise ineinanderfügen wie Puzzlesteine, so dass jede Alternative schlicht lebensfremd erscheint. Je mehr Indizien sich ineinander verketteten, desto unwahrscheinlicher erscheinen all die denkbaren widrigen Zufälle. Bis man zum Schluss kommt, dass es nur so und nicht anders gewesen sein kann.

In diesem Fall gibt es zudem Indizien, die einem Beweis nahekommen und die in den Plädoyers der Verteidigung mit Fug ausgeklammert wurden. Das Muster der Blutspritzer auf Gantenbeins Hosen weist darauf hin, dass er auf Stiller einschlug, als dieser bereits wehrlos am Boden lag. Der Angeklagte selber wies derweil nicht die geringste Verletzung auf. Eine Blutprobe hat zudem ergeben, dass er zur fraglichen Zeit weder Alkohol noch sonst eine Droge genommen hatte, die sein Bewusstsein hätte trüben können.

Vor allem wurde aber die mutmassliche Tatwaffe gefunden. Der Täter, wer immer es war, muss den Schraubenschlüssel, auf dem Blutspuren des Opfers nachgewiesen werden konnten, vor dem Eintreffen der Polizei unter dem Reserverad versteckt haben. Nun ist schwer vorstellbar, wie der ominöse Unbekannte, der überdies keine Spuren im Schnee hinterliess, dieses Kunststück, unbemerkt von Gantenbein notabene, hätte bewerkstelligen können. Kommt dazu, dass Gantenbeins Handschuhe Rostspuren aufwiesen, die zumindest zum Schraubenschlüssel passen.

Die Kernfrage des Prozesses lautete demnach weniger, ob der Angeklagte seinen Freund erschlagen hat, sondern vielmehr, ob die Tat von langer Hand geplant war. Liesse sich Letzteres nachweisen, läge ein klassischer Mord vor, der klassischerweise nach der Höchststrafe ruft: lebenslänglich. Doch es wäre auch denkbar, dass der Angeklagte, beispielsweise im Zuge eines Streites, im Affekt, ja vielleicht sogar ohne Tötungsvorsatz zugeschlagen hatte. Allerdings stellte der Angeklagte mit dem sturen Bestreiten jeder Tatbeteiligung seinen Hauptverteidiger Bruno Glaus vor ein Dilemma, das ebenfalls klassisch ist: Wenn der Anwalt für die mildere Variante «Totschlag» plädiert, muss er seinen Mandanten als Lügner hinstellen.



*Vom Verdächtigen zum Schlüsselzeugen: Ein Jogger taucht überraschend am Tatort auf.*



Darf ein Verteidiger, namens und im Interesse seines Klienten, gegen dessen erklärten Willen plädieren? Die Meinungen der Gelehrten gehen auseinander. Rechtsanwalt Bruno Glaus schaffte den Spagat mit diplomatischem Geschick und mit einem bewährten Manöver: Er delegierte die diffizile Aufgabe an einen Privatgutachter. Im Sold und Auftrag der Familie Gantenbein entwarf die Tübinger Kriminalpsychologin Ursula Gasch eine Theorie, die eine Bluttat im Affekt als mögliche Variante zulässt und damit eine bedeutend mildere Strafe. Gasch diagnostizierte beim Angeklagten eine krankhaft «narzisstische und dissoziative Persönlichkeitsstörung», die durch frühkindliche Störungen sowie durch den Drogenmissbrauch bedingt sein könnte. In diesem Fall wäre seine Schuldfähigkeit eingeschränkt. Sein Verhalten nach vollbrachter Tat wäre demnach einem Schock zuzuschreiben.

Je brutaler eine Bluttat erscheint, desto grösser wird seltsamerweise die Versuchung, dem Täter eine psychische Erkrankung zu unterstellen. Vor allem, wenn das Motiv in einem grotesken Missverhältnis steht zum Resultat. Der Mord verliert dadurch an Bösartigkeit. Krankheiten sind grundsätzlich therapierbar. Allerdings sind es gemäss Gesetz gerade die Skrupellosigkeit der Tat und die Verwerflichkeit des Motivs, welche die Tötung zum Mord machen. Was unter einer «verwerflichen Gesinnung» zu verstehen ist, verdichtete der renommierte Zürcher Gerichtspsychiater Hans Binder 1952 zu einer oft zitierten Formel: «Krassester, primitivster Egoismus bei weitgehendem Fehlen sozialer Regungen».

Nach einer Reihe tödlicher Fehldiagnosen und -prognosen sind die psychiatrischen Gutachter mit dem Erteilen medizinischer Entschuldigungen in den vergangenen Jahren vorsichtiger geworden. Im vorliegenden Fall hielten sich die St. Galler Gerichtspsychiater an eine Reihe klinischer Tests, die bei Gantenbein keine Hinweise auf eine psychische Anomalie mit Krankheitswert zutage förderten. Auch für eine Tat im Affekt erkannten die Sachverständigen keinerlei Anzeichen.

Das Kreisgericht See-Gaster verurteilte Peter Gantenbein kurz vor Weihnachten nach einer geheimen Beratung zu sechzehn Jahren Gefängnis, allerdings nicht wegen Mordes, sondern wegen «vorsätzlicher Tötung». Warum die Richter nicht auf Mord erkannten, erklärten sie nicht. Wichtiger als eine Urteils Erläuterung erschien ihnen offenbar ein Aufruf an die Medien, die Namen der Prozessbeteiligten unter allen Umständen zu anonymisieren.

Das Verdecken, so scheint es, ist für die moderne Strafjustiz mindestens so wichtig wie das Aufdecken. Konkrete Begriffe wie «Zuchthaus» oder «Gefängnis» hat sie aus ihrem Vokabular verbannt und durch das unverbindliche Wort «Freiheitsstrafe» ersetzt, unter dem sich der normale Bürger wenig vorstellen kann (ist denn Freiheit eine Strafe?). Anstatt

von «Zurechnungsfähigkeit» spricht das Gesetz nur noch von «Schuldfähigkeit». Das klingt einfühlsamer, weniger diskriminierend. Namhafte Gelehrte, etwa Professor Christian Schwarzenegger von der Universität Zürich, wollen «emotionale» Begriffe wie «skrupellos», «heimtückisch» oder «verwerflich» schon lange aus dem Gesetz verbannen und damit in der logischen Konsequenz auch «Mord». «Tötung» klingt technisch und weniger brutal. Schliesslich töten auch Metzger.

Die verbale Weichspülung des Verbrechens ist ein schleichender Prozess. Bereits 1990 wurden die «besonders verwerfliche Gesinnung» und die allgemeine «Gefährlichkeit» des Täters aus dem Mordtatbestand gestrichen, der Strafrahmen, bis dahin zwingend «lebenslänglich», nach unten geöffnet. Der Charakter des Mörders, sein Verhalten vor und nach der Tat rückten damit in den Hintergrund.

Viele Richter, Anwälte und Staatsanwälte bekunden zusehends Mühe, einen Mord beim Namen zu nennen. Die Gründe sind nicht nur ästhetischer Natur. Mit der allgemeinen Qualifikation der Tötung entledigten sich auch die Richter in Uznach der lästigen Pflicht, sich auf ein klares Motiv festzulegen.

### Banales Motiv für heimtückischen Plan

Womit wir wieder bei der zentralen Frage wären: Warum hat Peter Gantenbein eigentlich seinen Freund getötet? Schlug er in spontaner Wut zu – oder war die Bluttat von langer Hand geplant? Man muss sich entscheiden, zwischen diesen Alternativen gibt es nichts.

Mindestens zwanzig Schläge auf den Kopf des Opfers, so argumentierte der Verteidiger, würden auf eine unkontrollierte Tat im Affekt hinweisen. Den Gerichtsmedizinern fiel allerdings etwas ganz anderes auf: Ausser jenen am Schädel wies die Leiche keine Verletzungen auf. Daraus lässt sich zwingend folgern: Stiller hat sich erstens nicht gewehrt, zweitens erfolgten die Schläge sehr gezielt. Ein Täter, der so zuschlägt, will töten, auch wenn er sich das Töten vielleicht einfacher vorgestellt hat. Gantenbeins Verhalten nach der Tat, das keineswegs so ziellos war, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag, rundet das Bild ab.

Gantenbein war an jenem Abend nicht allein mit seinem Opfer beim Jung-Haus unterwegs. Gegen 17.30 Uhr lief ein Jogger am Tatort vorbei. Gemäss seinen Aussagen bemerkte der Jogger zuerst nur Gantenbein, der mit der Taschenlampe etwas im Schnee gesucht habe. Stiller, der hinter dem Ford Focus im Schnee lag, die Beine im offenen Kofferraum, habe er erst später entdeckt. Als er Gantenbein gefragt habe, ob er Hilfe brauche, habe dieser abgewinkt. Die Polizei, so habe er versichert, sei bereits unterwegs. Auch einen zweiten Passanten, der etwas später zufällig am Tatort vorbeifuhr und Hilfe anbot, wies Gantenbein mit derselben Begründung weg. Beide Zeugen versicherten unabhängig voneinander,

Gantenbein habe erstaunlich ruhig und gefasst gewirkt. Beide waren erstaunt, dass Gantenbein sie abwimmelte und nichts von ihrem Hilfsangebot wissen wollte. Selber tat er wenig, um seinem sterbenden Freund zu helfen.

Gantenbein hat allen Grund, sich nicht an diese Zeugen zu erinnern. Ihre Aussagen passen nicht zu der Aufregung, die er beim Notruf an den Tag legte. Der Beamte auf der Zentrale erfasste die Lage intuitiv wohl richtig, als er den Anrufer ermahnte: «Je weniger Sie aufgeregt tun, desto schneller können wir helfen.» Aufgeregt *tun* und aufgeregt *sein* ist eben nicht dasselbe. Doch Gantenbein brauchte keine schnelle Hilfe. Er brauchte vielmehr Zeit, um seine blutverschmierten Kleider und Schuhe zu wechseln und den Schraubenschlüssel unter dem Reserverad zu verstauen.

Der zeitliche Ablauf legt nahe, dass Gantenbein vom Jogger überrascht wurde, als er die Spuren seiner Bluttat beseitigen und den Sterbenden entsorgen wollte. Das Portemonnaie und den verräterischen Bankauszug hatte er dem Opfer bereits abgenommen. Wäre der Jogger nur paar Minuten später aufgetaucht, hätte Gantenbein gute Chancen gehabt, unerkannt zu entkommen. Was an Spuren übrig war, hätte der Schnee bald verdeckt. Dank den eisigen Temperaturen hätte man womöglich nicht einmal Stillers Todeszeitpunkt bestimmen können. Und den Ford Focus seiner Nachbarin hätte man kaum je mit dem Toten in Verbindung gebracht.

Es ist nicht einsehbar, warum Gantenbein Ersatzkleider für eine Hausbesichtigung mit sich führte, es sei denn, um Spuren zu verwischen. Das sind lediglich Indizien, aber sie fügen sich perfekt ein in eine Kette, die von einem geplanten, zielgerichteten Handeln zeugt. Selbst als ihn der Jogger zwang, seine Pläne zu ändern und zu improvisieren, handelte Gantenbein erstaunlich rational. Der Verdacht der Polizei richtete sich denn auch vorerst gegen den Jogger. Dass das vermeintlich verwirrte Mitopfer eines vermeintlichen Überfalls in Wirklichkeit der Täter war, auf diese Idee musste man erst kommen.

Wie die Untersuchung weiter zeigte, war Stiller nicht das einzige Opfer von Gantenbeins Geschäften. Schon zuvor hatte er einen anderen Kunden der Eiger nach demselben Muster um 950 000 Franken erleichtert. Da in jenem Fall, anders als bei Stiller, mutmasslich Schwarzgeld im Spiel war, verzichtete der Geprellte zähneknirschend auf eine Anzeige. Stiller dagegen hatte keinen Grund, auf eine Strafanzeige zu verzichten. Gantenbein hätte in diesem Fall damit rechnen müssen, dass auch seine früheren Machenschaften auffliegen würden. Deshalb musste Stiller sterben. So nichtig das Motiv auch erscheinen mag, es weist exakt jene Merkmale auf, die Binder seinerzeit so treffend auf den Punkt brachte: krasser, primitiver Egoismus, bar jeder sozialen Regung.

\* Namen geändert

# «Beispiel für die ganze Welt»

Vor zehn Jahren wurde der Euro als Zahlungsmittel eingeführt und trotz schwerer Geburtsfehler in den Himmel gelobt. Auch Schweizer Bundesräte, Politiker und Nationalbankvertreter verteilten Vorschusslorbeeren. Heute sind die falschen Propheten entlarvt. *Von Florian Schwab*

Mit riesigen Strassenpartys, pompösem Feuerwerk und hochtrabenden Reden wurde in der Silvesternacht vor dem 1. Januar 2002 die Kulisse geschaffen für die grösste währungspolitische Operation aller Zeiten, die Ablösung von damals zwölf nationalen Währungen durch eine europäische Gemeinschaftswährung. Italienische Lira, französischer Franc, Deutsche Mark: Sie alle waren von einem Tag auf den anderen Geschichte. Mit den alten Münzen und Banknoten verschwand auch der individuelle Währungscharakter, den die einzelnen Notenbanken und Regierungen während Jahrzehnten aufgebaut hatten und aus dem die politische Kultur des jeweiligen Landes sprach.

Einen beinharten Ruf hatte sich zum Beispiel die D-Mark erworben, während die südlichen Länder eher zur Weginflationierung ihrer Staatsschulden und zur überraschenden



*Traum von Europa:* Annan, Schröder.

Abwertung ihrer Währungen neigten. In der Erhabenheit des historischen Moments traten solche Unterschiede in den Hintergrund. Bereits drei Jahre zuvor, am 1. Januar 1999, war der Euro als Buchgeld entstanden und die europäischen Währungen über fixe Wechselkurse an die neue Währung gebunden worden. Für die breite Öffentlichkeit hat jedoch das eigentliche Datum der Bargeldeinführung eine höhere Symbolkraft. Lange Schlangen bildeten sich vor den Banken, weil die Bürger ihre Starterkits abholen wollten, in Plastik eingeschweisste Euro-Münzen, für die sich ein reger Handel im Internet entwickelte.

Am Neujahrstag 2002 berief die EU-Kommission eine Pressekonferenz ein, in der sie sich über die technisch reibungslose Euro-Einführung freute. Der damalige Währungskommissar Pedro Solbes sprach von einer «wunderbaren Nacht», Kommissionspräsident



*Zuversichtlich:* Ex-SNB-Präsident Roth.

Prodi jubelte: «Der Euro ist nicht nur ein Instrument der wirtschaftlichen Stabilität und des Wachstums. Er ist bereits ein Symbol der europäischen Einheit, und er wird es in der Zukunft noch mehr sein. Der Euro ist ein kleines Stück Europa in unserer Hand.» Übertroffen wurde die Lobeshymne durch den damaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder, der den «jahrhundertealten Traum vom einigen, gemeinsamen Europa» in Erfüllung gehen sah, und durch Uno-Generalsekretär Kofi Annan, welcher der Gemeinschaftswährung beschied, «beispielhaft für die ganze Welt» zu sein.

Schweizer Politiker und Medien stimmten in den Jubelgesang ein. Nationalbankpräsident Jean-Pierre Roth sagte zuversichtlich: «In der Europäischen Währungsunion wird sich die Mentalität eines Binnenmarktes bilden.» Ein Beitritt der Schweiz zur Währungsunion war für ihn jedoch kein Thema. Anders für seinen Vizepräsidenten Bruno Gehrig. Der SNB-Mann, der den heutigen Präsidenten Philipp Hildebrand zur Nationalbank holte, beschied dem Euro eine «grosse Stabilität» und wollte den Beitritt der Schweiz zur Währungsunion nicht ausschliessen. Die NZZ stellte fest: «Auf die sich selbst gestellte Frage, ob der Franken



*«Grosse Stabilität»:* Ex-SNB-Vize Gehrig.

auf Dauer überleben oder durch den Euro abgelöst werde, blieb Gehrig erstaunlich unentschlossen.» Finanzminister Kaspar Villiger (FDP) würdigte die Euro-Einführung als «historische Leistung», vor der er seinen Hut ziehe. Der Euro werde Bestand haben. Der Bundesrat schränkte aber gleich ein: «Eine andere Frage ist, wie stabil er sein wird.»

Pascal Couchepin (FDP) freute sich vor allem über die vereinfachten Umrechnungskurse und prophezeite, dass sich zusammen mit der EU-Beitrittsfrage auch die Frage nach der Euro-Einführung in der Schweiz stelle. Diese stehe «erst in fünf bis zehn Jahren» zur Debatte. Die zehn Jahre sind vorbei, und Couchepins Vorschlag wirkt heute wie Realsatire. Ein anderer Euro-Turbo, Marc Suter, Präsident der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs), sah durch den Euro eine «Demokratisierung Europas» in Gang gesetzt. Die *Basler*



*Beitritt zur EU:* alt Bundesrat Couchepin.

*Zeitung* begrüsst ein neues «Bindeglied zwischen den Mitgliedstaaten» und empfahl angesichts der geballten Wirtschaftsmacht des neuen Währungsraumes, den Internationalen Währungsfonds (IWF) von Washington nach Frankfurt zu verlegen.

## Der Euro ist als Blendwerk enttarnt

Zehn Jahre danach ist niemandem mehr zum Feiern zumute. Der Euro ist als Blendwerk enttarnt. Die südeuropäischen Länder konnten sich ein Jahrzehnt lang zu billig Geld leihen, bevor die Finanzmärkte allmählich aufwachten. Die Europäische Zentralbank sah sich gezwungen, die Ursünde jeder Zentralbank zu begehen, nämlich Staatsanleihen zu kaufen. Das Bankensystem in der Euro-Zone kann nur mit immer neuen Geldschwellen über Wasser gehalten werden. Die Massnahmen bilden einen gefährlichen Cocktail, der hohe Inflati-

onsgefahren birgt. Das Schlamassel kann man an der Kursentwicklung des Euro zum Schweizer Franken ablesen: Am ersten Handelstag Anfang 1999 notierte der Euro bei Fr. 1.6150. Im vergangenen August waren Euro und Franken kurzfristig fast genau gleich viel wert. Der Euro hatte mehr als einen Drittel seines Wertes eingebüsst. Heute liegt der Euro-Kurs nur dank grimmiger Unterstützung durch die Schweizerische Nationalbank (SNB) knapp über Fr. 1.20.

Bei der EZB in Frankfurt gibt es laut dem *Magazin der Süddeutschen Zeitung* keine Festivitäten, ausser der Lancierung einer «Gedenkmünze» und einem Schülerwettbewerb. Der deutsche Finanzminister Schäuble, der alle Euro-Länder auf den deutschen Stabilitätskurs trimmen will, beging das Jubiläum bereits Mitte Dezember in einer trockenen Podiumsdiskussion im eigenen Haus.

### Verlagerung der Macht nach Brüssel

Die Zurückhaltung erstaunt, denn gerade die Euro-Turbos versuchen die fehlende Akzeptanz der Union in der Bevölkerung gerne durch grosses Pathos zu übertünchen. Den 10. Jahrestag ihres Währungsexperiments begehen sie in aller Stille. Längst ist die anfängliche Feierlaune einer verängstigten Katerstimmung gewichen.

Aber anstatt sich Wege zur Umkehr aus der Euro-Sackgasse zu überlegen, soll jetzt das Tempo erneut erhöht werden. Die Agenda sieht die Verlagerung von immer mehr Macht nach Brüssel vor. Die EU-Kommission soll direkt in die Finanzen der Mitgliedstaaten eingreifen und so die Schuldenwirtschaft beenden. Damit will man die ökonomischen Konstruktionsfehler des Euro beseitigen. Von einer zentralistischen Vereinheitlichung und Unterstellung unter «supranationale Instanzen» hänge ab, ob die Operation Euro nicht nur nach einer Woche, «sondern auch nach einem Jahrzehnt eine Erfolgsgeschichte ist», schrieb der *Tages-Anzeiger* zur Euro-Einführung.

Auch an den Märkten glaubt man nicht mehr an die verzweifelten Rettungsaktionen und klammert sich doch an jeden Strohalm. Indem die Euro-Länder nun den einen Geburtsfehler beheben möchten, wiegen die anderen umso schwerer: die fehlende demokratische Legitimation und die planwirtschaftliche Logik des Grosseperiments. Notfalls mit Gewalt soll die wirtschaftliche Kultur der 23 Länder gleichgeschaltet werden. Zu diesem Zweck werden Regierungen – wie die italienische – mittlerweile per Telefondiplomatie aus Frankfurt abgesetzt, und die Spanier sollen auf ihre Siesta verzichten. Mit zehnjähriger Verspätung wird die Rechnung für den Euro präsentiert. Der Preis für die Gemeinschaftswährung sind die Demokratie und die kulturelle Vielfalt des Kontinents. ○

## Euro

# Der erste Skeptiker

Bereits vor fünfzig Jahren sahen kluge Ökonomen wie Wilhelm Röpke das Euro-Desaster kommen.



«Bittere Ironie»: Ökonom Röpke.

Der deutsche Ökonom Wilhelm Röpke war ein Euro-Skeptiker der ersten Stunde. Er verliess Nazi-Deutschland und kam als Professor nach Genf, wo er so etwas wie das ökonomische Gewissen der Schweiz wurde. Seine Ideen haben zum deutschen Wirtschaftswunder nach dem Krieg beigetragen. Zu Röpkes Tod im Jahr 1966 schrieb der damalige Bundeskanzler Erhard: «Mit Wilhelm Röpke ist nicht nur ein bedeutender Mann unserer Wissenschaft, sondern der stärkste und mutigste Kämpfer für eine freiheitliche Gesellschaftsordnung, der kühne Streiter für Recht und Würde des Menschen dahingegangen.»

Rund ein Jahr vor seinem Tod hatte Röpke im Aufsatz «Die Schweiz und die Integration des Westens» die Auswirkungen der europäischen Einigung auf die Schweiz durchleuchtet. Dabei kam er auf die Idee einer europäischen Einheitswährung zu sprechen. Dieser Vorschlag verrate ein «ungenügendes Durchdenken des Problems». Eine gemeinsame Währung würde nämlich eine Verschmelzung der (damals noch sechs) EWG-Länder und ihrer «gesamten Wirtschafts-, Kredit-, Finanz- und Sozialpolitik» voraussetzen. «Über den utopischen Charakter einer solchen Bedingung sollte man kein Wort zu verschwenden brauchen», so Röpke. Doch er kannte nicht den Expan-

sionswillen der EU-Bürokratie, als er fortfuhr, glücklicherweise sei eine solche Verschmelzung «unmöglich». Denn bei einem solchen Experiment sei damit zu rechnen, dass man sich eher «auf ein geringes als auf ein hohes Mass monetärer Disziplin» einigen würde. Die europäische Einigung, warnte Röpke, gehe mit einem «Abschluss-effekt nach aussen» einher, von dem die Schweiz schwer betroffen sei. Damit zeichne sich die Gefahr ab, dass die «Grossraumwirtschaft» mehr und mehr dem einzelnen Lande die Entscheidungsfreiheit über die eigene Wirtschaftsordnung und Sozialpolitik «aus der Hand winden» könne. Starke Kräfte wirkten dahin, dass es immer schwieriger werde, «sich gegen die planwirtschaftlichen Tendenzen erfolgreich zu wehren».

### «Kult des Kolossalen»

Bezogen auf die Schweiz, sagte Röpke: «Nun erscheint es als eine besondere und für die Schweiz bittere Ironie, dass es gerade dieses Land ist, das durch eine der europäischen Wirtschaftsintegration gewidmete Bewegung in solche Schwierigkeiten geraten ist [...]. Die Schweiz war das einzige Land, das in Europa nach dem Kriege an den Prinzipien der Marktwirtschaft, der monetären Disziplin und der internationalen Zahlungs- und Handelsfreiheit festgehalten hatte. [...] Sie hatte das Herdfeuer freier und nichtinflationärer Wirtschaft unter der Asche des Krieges lebendig erhalten. [...] Ohne diese Treue der Schweiz zu ihren überlieferten Grundsätzen [...] ist die wirtschaftliche Gesundung und Kraft-erhaltung Europas nicht vorzustellen.»

Daher sei es paradox, dass gerade dieses Land «vor schwere Probleme gestellt wird und als Aussenseiter gilt». Man müsse die Frage stellen, ob es nicht von Anfang an gegen die europäische Integration spreche, dass sie «mit dem Wesen und den Grundsätzen der Schweiz» nur schwer vereinbar sei. Die damalige EWG drohe zu einem «Instrument der Einwalzung aller Verschiedenen, Mannigfaltigen und Selbständigen» zu werden, «zu einer Maschine der Zentralisierung, zu einem Kult des Kolossalen und technisch Perfektionierten, zu einem technisch-organisatorischen Selbstzweck, wo die Frage «Wozu das alles?» ins Leere stösst». Geschrieben wurde das vor fast fünfzig Jahren – Röpke behielt recht. *Florian Schwab*

# «Sieben magere Jahre»

Der Strategie- und Kanzlerberater Roland Berger gehört zu den politisch bestvernetzten Unternehmern Deutschlands. Er lobt Regierungschefin Merkel und erklärt, warum für die Deutschen ein Austritt aus der Euro-Zone nicht sinnvoll wäre. *Von Roger Köppel und Dominik Gigler (Bild)*

**Herr Berger, glauben die Deutschen eigentlich noch an die Europäische Union?**

Viele Deutsche hegen grosses Misstrauen gegenüber dem Euro. Mehr als die Hälfte der Deutschen würden, wenn sie könnten, wieder die D-Mark einführen – so die Umfragen. Die meisten Deutschen glauben, dass das deutsche Stabilitäts- und Soliditätsbewusstsein ein Vorbild sei für Europa. Es bleibt ein grosses emotionales Misstrauen gegenüber einem undurchschaubaren politischen Gebilde wie der EU. In der EU fallen Entscheidungen auf Wegen, die unsere Bürger nicht nachvollziehen können.

**Die Kanzlerin verteidigt den Euro, aber halten Sie es für möglich, dass in Deutschland eine Bewegung für den Austritt aus der Einheitswährung entstehen könnte?**

Die Diskussion ist im Gang. Es gibt ernsthafte Vorschläge in die Richtung, einen Nord- und einen Süd-Euro zu schaffen. Ich glaube allerdings nicht, dass diese Ideen stark genug sind, um das parteipolitische Spektrum zu verändern. Es fehlt auch an Volkstribunen, die solche Ideen zum Erfolg führen könnten.

**Europa wird zur Transferunion. Deutschland haftet für die Schulden der anderen. Haben Sie Ihr Geld schon in Sicherheit gebracht?**

Das kann nur als Brückenfinanzierung funktionieren bis zur Rückkehr der Defizitländer zu Wettbewerbsfähigkeit und finanzieller Stabilität. Aber: Europa ist als Friedens- und Solidaritätsprojekt nach wie vor akzeptiert. Schliesslich wird der Euro als wichtige Klammer Europas empfunden. Niemand weiss, wie gross das Chaos wäre, wenn man aus dem Euro austräte oder der Euro gar zerbräche. Die Welt hält 25 Prozent aller Währungsreserven in Euro. Es gibt keine vernünftigen Szenarien Richtung Kerneuropa oder Auflösung der Währungsunion.

**Wie gefährlich ist die Kluft zwischen Euro-freundlichen Eliten und dem Euro-skeptischen Volk?**

Rund siebenzig Prozent der Deutschen sind misstrauisch bis sehr misstrauisch gegenüber der EU. Die Kluft hat sich leider vergrössert, aber für bedrohlich halte ich sie nicht. Die Deutschen waren der Einheitswährung gegenüber von Beginn an kritisch eingestellt. Aber sie haben sich an



«Es fehlt an Volkstribunen»: Unternehmer Berger.

die Vorzüge von EU, Euro und Schengen gewöhnt und wollen darauf letztlich nicht verzichten. Das politische System kommt also nicht ins Wanken.

**Die EU war für die Deutschen nach dem Krieg ein Vaterlandersatz. Deshalb ist ein Austritt wohl undenkbar.**

In der Tat. Die Frage lautet: Sind die Deutschen im Ernstfall gute Europäer? Ich sehe das Potenzial für eine Zehn-Prozent-Anti-Europa-Partei – weniger als in anderen EU-Ländern. Mehr nicht. Europa ist Teil unserer nationalen DNA geworden. Bei allem, was man an der EU bemängeln kann: Sie steht für eine insgesamt sehr positive historische, politische, wirtschaftliche und menschliche Erfahrung für Deutschland. Das deutsche Selbstbewusstsein hat sicherlich zugenommen in den letzten Jahren, aber wir haben uns seit Ende des Zweiten Weltkriegs immer sehr gut und aktiv integriert in supranationale Gemeinschaften wie etwa die Uno, die Nato oder die EU. Im Rahmen dieser Integration konnte auch aufgearbeitet werden, was deutsche Alleingänge einst an Unheil verursacht haben.

**Haben Sie nicht Angst, dass die Deutschen unter dem Deckmantel der europäischen Solidarität finanziell immer deutlicher über den Tisch gezogen werden?**

Deutschland hat bis hin zur Kanzlerschaft Kohl in Europa eine Art Scheckbuch-Politik betrieben. Wir haben für europäische Fortschritte oft finanziell die Rechnung bezahlt. SPD-Kanzler Schröder wollte diese Politik beenden und setzte sich stärker für deutsche Interessen ein. Was sich allerdings als nicht immer machbar erwiesen hat. Wichtig ist: Die Deutschen produzieren anderen EU-Ländern gegenüber Exportüberschüsse in Höhe von 125 Milliarden pro Jahr. Wir profitieren von diesem Markt. Mit der EU finanzieren wir unsere besten Kunden. Solange die EU-Mitglieder wirtschaftlich stabil bleiben, kann sich das für uns lohnen – allerdings nur dann!

**Wie beurteilen Sie die Leistung der Kanzlerin?**

Objektiv ist sie eine sehr gute Kanzlerin. Sie hat Deutschland sicher durch die Finanzkrise geführt. Gegenüber der EU und ihren Mitgliedstaaten hat sie Zahlungen erlaubt, aber letztlich an Bedingungen geknüpft. Welt- und europaweit ist ihr Ansehen hoch. Pessimisten sagen, sie sei die Einäugige unter den Blinden. Aber das wird ihr nicht gerecht. Sie versteht die ökonomischen Mechanismen, auch die der Finanzmärkte, und weiss, was sie tut.

**Trotzdem ist erstaunlich, wie sehr Merkel auch linke Positionen einnimmt, um ihre Macht abzusichern.**

Da ist sie durchaus populistisch: Mindestlohn, Atomausstieg und anderes. Aber sachlich steckt sie tief in den Themen. Sie versteht auch sehr genau, wie weit Deutschland gehen sollte, um die eigenen Interessen zu schützen.

**Man wirft ihr in Frankreich und Griechenland Machtgelüste vor.**

Zu Unrecht. Frau Merkel will kein deutsches Primat. Meines Erachtens findet sie hier den richtigen Weg zwischen begründeter Autorität, gemeinschaftlicher Abstimmung und Taktgefühl. Ironischerweise hilft ihr hier das undurchsichtige Brüssel, indem es die deutsche Position, die ja aus ökonomischen Gründen stark ist, etwas verschleiert. In dieser Gemengelage aus Entscheidungsinstanzen und demokratisch zum Teil schwach legitimierten Entscheidungsprozessen manövriert die Kanzlerin sehr klug.

**Welche Rolle spielt der abtretende Chef der Deutschen Bank, Josef Ackermann, in der deutschen Politik?**

Ohne Josef Ackermann wäre Deutschland nicht so gut durch die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 gekommen. Auch in der Euro-Krise hat er sich um Deutschland und die EU verdient gemacht – in kluger Abwägung von Gemeinwohl und seinen Pflichten als Banker. Es ist bedauerlich, dass es Politikern heute offenbar nicht mehr opportun erscheint, sich mit Bankern öffentlich zu zeigen oder gar sich bei ihnen zu bedanken.

#### **Kann Peer Steinbrück der Kanzlerin gefährlich werden?**

Würde der Kanzler direkt gewählt, ja. Sollten Frau Merkels Pläne allerdings aufgehen, wofür heute vieles spricht, eher nein. Steinbrück ist ein vernünftiger Sozialdemokrat. Er balanciert zwischen seinem Wissen, dass die Marktwirtschaft das bessere System ist, und den ideologischen Vorgaben seiner Partei, deren Stimmen er braucht. Der verlässlichste und transparenteste Sozialdemokrat ist für die meisten Deutschen immer noch Frank-Walter Steinmeier. Er ist glaubwürdig, gradlinig, wird geschätzt. Ihm fehlt allerdings der brutale Machtwille, um Kanzler zu werden. Da ist Steinbrück stärker – und damit ein natürlicher Kanzlerkandidat. Man wirft ihm aber auch eine gewisse Arroganz vor, wie sie die Schweizer von den «Kavallerie»-Attacken her kennen; eine Kavallerie übri-

der Ministerpositionen in der Regierung war falsch. Westerwelle hätte nicht Aussenminister werden dürfen mit seiner Rhetorik des steuersenkenden Oppositionspolitikers, sondern das Finanz- oder Wirtschaftsministerium übernehmen sollen. Das war ein strategischer Kapitalfehler.

#### **Was ist die grösste Sorge der deutschen Unternehmen?**

Es geht ihnen nach wie vor gut. Natürlich haben die Deutschen gemerkt, dass die Welt schwieriger wird. Die Sparpläne aus

---

#### **«Wir haben in Deutschland gegenüber Europa lange eine Art Scheckbuch-Politik betrieben.»**

---

den Jahren 2008 und 2009 liegen wieder auf dem Tisch. Zu Recht. Die Industriestaaten sparen, um aus der Schuldenkrise zu kommen. Die Banken verkleinern ihre Bilanzen. Weltweit werden wir weniger Wachstum sehen. Die Schulden bedürfen der Konsolidierung. Die Schwellenländer spielen eine grössere Rolle, aber sie können die Flaute der Industrieländer noch nicht wettmachen. Wir müssen uns auf sieben magere Jahre einstellen.

#### **Welche Dienstleistungen sind im Strategiebereich besonders gefragt?**

zunächst in veränderter Form, siehe etwa China. Die Herausforderung lautet in dieser Welt: Wie werde ich innovativer und produktiver bei real sinkenden Preisen? Innovation, Produktivität und globale Wertschöpfung: Das sind die drei wichtigsten Stichworte.

#### **Sie sind seit 1967 Unternehmer. Seither haben sich gewaltige Schuldenberge aufgetürmt. Was macht Sie zuversichtlich, dass die Probleme gelöst werden?**

Ein Grossteil der Schuldenproblematik wird leider durch Inflation bereinigt werden – aber keine Hyperinflation. Drei Dinge stimmen mich trotzdem positiv. Erstens: der technische Fortschritt. Zweitens: das Können und Wollen unserer Unternehmer und Arbeitnehmer. Drittens: Die Menschen sind lernfähig. Sie sind bereit, in der Not die Ärmel hochzukrempeln, das gilt für die Deutschen ebenso wie für die Italiener. Die Wettbewerbsgesellschaft wird überleben.

#### **Glauben Sie, dass die Kanzlerin dem Druck, Euro-Bonds einzuführen, standhalten wird?**

Bis dato ist Frau Merkel meist mit hehren Vorsätzen nach Brüssel gefahren und mit neuen Belastungen für ihre Bürger zurückgekommen. Das kann auch in den nächsten drei, vier Monaten passieren. Allerdings nur gegen durchsetzbare Stabilisierungsverpflichtungen aller Euro-Staaten. Das hoffe ich jedenfalls.

Investitionen, bei denen Sie nur eines verlieren können. Ihr Herz.

made by Gübelin.



  
**GÜBELIN**  
JUWELEN • UHREN

gens auch gegen die Reichen und Vermögenden in Deutschland. Wie auch immer, Steinbrück hat noch nie eine Wahl gewonnen.

#### **Wie erklären Sie sich den Absturz der Liberalen?**

Erstens: Die FDP ist nicht um ihrer selbst willen gewählt worden, sondern um die CDU aus der grossen Koalition zu zwingen. Daher haben sich die Liberalen masslos überschätzt. Zweitens: Die FDP hat in ihrem Aussenauftritt zu spät aus der Oppositionsrolle herausgefunden. Am Ende verkürzte sich alles auf Steuer-senkungen. Die Deutschen aber sehen ihr Geld beim Staat durchaus angemessen aufgehoben. Drittens: Die FDP hatte nicht durchgängig das überzeugendste Führungspersonal. Viertens: Die Wahl

Ich sehe drei Trends. Erstens: Die Firmen bereiten sich auf eine *low growth*-Periode vor, mit Ausgabenkürzungen, Kostensenkungen und Internationalisierung ihrer Wertschöpfung. Dafür brauchen sie Strategieberatung. In einer solchen Welt kommt es zu Konsolidierungen, neuen Geschäftsmodellen und veränderten Wirtschafts- und Unternehmensstrukturen. Ausserdem werden wir weniger Marktwirtschaft und mehr Regulierung erleben. Die grossen Industriestaaten rücken nach links. Selbst in den USA gewinnt – auch aufgrund der Migration – der Sozialstaat an Bedeutung. Die Tea Party ist ja bereits so etwas wie ein Aufstand der Minderheit. Drittens: Der Kapitalismus verliert an Akzeptanz in den Industriestaaten und gewinnt an Bedeutung in den Schwellenländern – allerdings

#### **Hand aufs Herz: Glauben Sie persönlich daran, dass mehr Europa, also mehr Zentralismus, der richtige Weg ist?**

Mehr Europa muss nicht mehr Zentralismus bedeuten. Mit siebzehn unterschiedlichen Fiskal-, Wirtschafts- und Wettbewerbspolitiken wird der Euro nicht überleben. Es braucht also mehr Europa, allerdings mit transparenten Entscheidungsprozessen und mit Stimmrechten, die der Grösse der Beiträge zum Euro entsprechen.

#### **Droht Europa zu einem durchharmonisierten Einheitsstaat zu werden, zu einer Art westlichem China?**

Nicht zu Ihren Lebzeiten. Europa wird sich aber hoffentlich bald einheitliche Verkehrsregeln geben, an die sich jeder hält – bei national unterschiedlichem Fahrstil und freier Wahl von Fahrzeug und Fahrziel. ○



# «Wie die Steinböcke»

Morgarten ist die Mutter aller Schweizer Schlachten – und sie stellte die Weichen Richtung Freiheit. Teil 1 der neuen *Weltwoche*-Serie.

Von Peter Keller (Text), Arifé Aksoy und Oliver Hischier (Illustrationen)



Archaischer Angriff der Eidgenossen auf das Habsburger Ritterheer: Schlacht am Morgarten, 15. November 1315, aus der «Berne-Chronik» von 1474.

Auf die nasskalte Jahreszeit nimmt Leopold I. keine Rücksicht. Es ist bereits November, als der österreichische Herzog 1315 seine Streitmacht im Städtchen Zug zusammenzieht. Mehrere tausend Mann habe das Heer umfasst. Von hier aus soll es gegen «Switz» gehen, jene störrische, von Bauern bewohnte, in den Voralpen gelegene Talschaft. An Gründen für einen Feldzug mangelt es nicht.

Gerade einmal 25 Jahre alt ist Leopold, jüngster von drei Söhnen aus dem Geschlecht der Habsburger. Seine Familie befindet sich auf der – allerdings heftig umkämpften – Überholspur der Geschichte.

Grossvater Rudolf konnte als erster Habsburger die Königskrone des Deutsch-Römi-

schen Reiches aufsetzen (von 1273 bis zu seinem Tod 1291). Albrecht, Rudolfs ältester Sohn, erobert die Krone 1298 blutig von seinem Widersacher Adolf von Nassau zurück. Aber auch er muss vorzeitig sterben: Albrecht wird 1308 bei Königfelden ermordet. Wieder herrscht Unruhe im Reich, wieder kämpfen verschiedene Anwärter um den Thron. Von den Habsburgern greift Friedrich nach der Krone. Vergeblich. Die sieben Kurfürsten wählen Heinrich VII. zum König. Als dieser 1313 stirbt, geht der Streit von neuem los. Friedrich unterliegt abermals, jedoch knapp mit drei zu vier Stimmen gegen seinen Cousin Ludwig von Bayern.

Den Schwyzern und Urnern konnte diese Wahl nur recht sein. Die Waldstätte hatten

offen Partei für Ludwig ergriffen. Aus plausiblen Gründen: Der bayrische König bestätigte die «Reichsfreiheit» oder «Reichsunmittelbarkeit» der Talschaften. Damit waren die Eidgenossen direkt dem König unterstellt, ohne einem lokalen Vogt dienen und Abgaben leisten zu müssen. Ein Privileg mit enormen Vorteilen.

## Die Habsburger reagieren grantig

Die Reichsfreiheit bedeutete faktisch eine weitreichende Autonomie für die königlichen Untertanen: etwa das Recht, selber Steuern einzusammeln und Gericht zu halten. Man erinnere sich an den Bundesbrief von 1291 und die Absichtserklärung, keine «fremden Rich-

ter» im Land zu dulden. Der König war weit weg, so dass sich die bäuerlichen Siedler in den abgeschiedenen Tälern kaum politisch kontrollieren liessen.

Den österreichischen Herzögen missfiel dieser Sonderstatus der Waldstätte. Schliesslich ging die grosszügige Geste des neuen Königs auf ihre Kosten. Es war Rudolf, der 1283 die Herrschaft über Schwyz und Unterwalden übernommen hatte. Diese Vogteirechte wollen die aufstrebenden Habsburger keinesfalls aufgeben. «Schutz und Schirm» seitens des Adels gegen Hörigkeit und Abgaben seitens der

## Die bäuerlichen Siedler in den abgeschiedenen Tälern liessen sich kaum politisch kontrollieren.

Bauern, lautet der mittelalterliche Deal. Der reichsfreie Status unerläuft diese Übereinkunft.

Umso grantiger reagieren die Habsburger, als Schwyzer Landleute am Dreikönigstag 1314 das Kloster Einsiedeln plündern, das unter ihrer Schutzherrschaft steht. Eine Klageschrift aus dieser Zeit zeigt, wie wenig gottesfürchtig die Bauern mit den frommen Männern umsprangen. Sie raubten deren Vieh und Pferde, stahlen Kirchenspenden und versetzten Grenzsteine (Marchenstreit), um sich schleichend klösterliche Wälder, Alpen und Weiden anzueignen. Der Bischof von Konstanz ahndete diese Übergriffe mit der Exkommunikation. Zum Trotz jagten die Schwyzer ausgerechnet an einem kirchlichen Feiertag, am 6. Januar 1314, die Mönche nachts aus ihren Betten.

### «waz der krieges ursprung ...»

Fast zwei Jahre später ist Leopold so weit. Er will die unbotmässigen *landliut* von Schwyz in den Senkel stellen, seiner Pflicht als Schirmherr des Klosters Einsiedeln nachkommen, den Machtansprüchen Habsburgs Geltung verschaffen, den Landfrieden wiederherstellen.

Der junge Herzog ächzt mit seiner Streitmacht, «mit herren, rittern und knechten, sinen dienern», von Zug nach Ägeri hinauf. Dort führt der Weg am gleichnamigen See entlang zum Sattelpass. Ist dieser überwunden, liegt der Talkessel von Schwyz unter ihnen. Ihm und seinen Bewohnern soll die Strafaktion gelten.

Der Anmarsch über die Grenze des Ägeritales in das Gebiet von Schwyz verläuft ohne Zwischenfälle. Gleichsam poetisch beschreibt der Schaffhauser Historiker Johannes von Müller (1752–1809) den Aufbruch von Leopolds Streitmacht. «Die Morgenröte des fünfzehnten Wintermonats in dem dreizehnhundertfünfzehnten Jahr ging auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und Kürasse der heranziehenden Ritter und edlen Herren; so weit man sah, glimmerte Speer und Lanze und war das Heer, das erste Heer, so weit sich das

Angedenken der Geschichte erstreckt, welches in die Waldstätte zu ziehen unternahm.»

Johannes von Müller spielt auf die alten Freiheitsrechte an, die nun schon mehrmals von den Habsburgern in Frage gestellt wurden. Auch Schillers «Wilhelm Tell» (1804 uraufgeführt) geht von einer Rebellion aus wider die tyrannischen Vögte.

Einer der geistigen Väter dieser Befreiungstradition ist der 1438 verstorbene Berner Chronist Konrad Justinger. Den Überfall der Schwyzer auf das Kloster Einsiedeln lässt er wohlweislich unerwähnt. Beim Abschnitt «waz der krieges ursprung ...» ist bloss von der Habsburger Herrschaft, «ir vögte und ir amptlüte», die Rede, die sich «über die alten rechtungen» hinweggesetzt habe. Was Schiller in der fiesen Figur Gesslers verdichtet, fasst Konrad Justinger allgemeiner zusammen: «Ouch warent die amptlüte gar frevenlich gen fromen lüten, wiben, tochttern und jungfrown, und wollten iren mutwillen mit gewalt triben» – ein Zustand, den die aufmüpfigen Bauern nicht länger ertragen mochten.

### Bei Morgarten lauern die Bauern

Waren es 9000 Habsburger, die gegen Schwyz zogen, wie Aegidius Tschudi um 1570 behauptete? Nach Johannes von Winterthur (um 1345) belief sich die Zahl sogar auf 20 000. Sicher ist: Je grösser die Schar der Feinde, umso glorioser fällt der Sieg der scheinbaren Aussenseiter aus.

Letztlich dürfte das österreichische Heer aus rund 3000 Mann bestanden haben, wovon 600 bis 700 beritten waren. Ihnen gegenüber standen um die 1200 Verteidiger, die meisten von Schwyz. Kontingente aus Uri und Unterwalden lassen sich nicht abschliessend belegen.

Der schmale Weg zieht Leopolds Truppen in die Länge. Kaum zwei Reiter finden Platz nebeneinander. Auf dem Papier scheint die Sache ohnehin klar zu sein: hier die waffenstarrenden Ritter in ihren Rüstungen, dort der spontane bäuerliche Kriegshaufen. Allerdings nutzen die Schwyzer das Gelände geschickt aus. Die Habsburger müssen an den Abhängen der umliegenden Hügel entlangziehen. Der Talboden ist viel sumpfiger als heute.

Hier lauern die Bauern. Zwar «gestatten [sie] dem Herzog den Eintritt, leisteten aber sofort den in den Engen der Berge Eingeschlossenen Widerstand, indem sie wie Steinböcke von den Bergen niederstiegen, Steine warfen und die meisten töteten» (Johannes von Victring, lateinische Fassung von 1340–1344).

Zwischen der Letzi, einer Befestigungsanlage, und Schafstetten greifen die Eidgenossen an (siehe Karte, Seite 40). Die Habsburger sind überumpelt und werden eingekreist. Gleichzeitig wird der hintere Teil der Kolonne – wahrscheinlich am Fuss der Figlenfluh und von der Fisterenhöhe aus – angegriffen und abgedrängt.

Die geländekundigen Schwyzer hätten um den schwierigen Zugang zu ihrem Lande ge-

# Morgarten 1315

## Zahlen und Fakten

Rund 1200 Schwyzer und Verbündete besiegen das zirka 3000 Mann starke Ritterheer Habsburgs.

## Ursachen und Anlass

Nachdem die Schwyzer Anfang 1314 das Kloster Einsiedeln überfallen haben, versammelt Herzog Leopold I. 1315 seine Streitmacht für eine Strafexpedition. Habsburg versucht schon länger, seine Landesherrschaft und Vogteirechte durchzusetzen. Die Waldstätte pochen auf ihre früheren Freiheitsrechte.

## Folgen und Bedeutung

Mit dem Brief von Brunnen (1315) festigen die «eitgenozen» ihren Bund und definieren erstmals eine gemeinsame Aussenpolitik.

## Chronologie der Ereignisse

**1240:** Schwyz erhält die Reichsfreiheit von Kaiser Friedrich II. Damit ist die Taltschaft direkt dem König unterstellt und geniesst weitgehende Autonomie.

**1283:** Rudolf von Habsburg übernimmt Herrschaft in Schwyz und Unterwalden.

**1291:** Tod Rudolfs und Bund der Eidgenossen. Machtkampf um die Königskrone zwischen Adolf von Nassau und Albrecht von Habsburg.

**1297:** Anerkennung der Reichsfreiheit von Schwyz durch Adolf, der kurz darauf in der Schlacht gegen Albrecht fällt. Albrecht wird König.

**1308:** Ermordung König Albrechts. Heinrich VII. von Luxemburg wird König und bestätigt die Reichsfreiheit der Schwyzer.

**1313:** Tod Heinrichs VII. und Beginn des Machtkampfes zwischen Ludwig dem Bayer und dem Habsburger Friedrich dem Schönen.

**1314:** Überfall auf das Kloster Einsiedeln durch die Schwyzer (6. 1.)

**1315:** Schlacht am Morgarten (15. 11.)

**1315:** Bund zu Brunnen (9. 12.)

**1316:** Bestätigung der Reichsfreiheit durch König Ludwig.

**1318:** Erster Waffenstillstand zwischen Schwyz und Österreich (19. 7.)

## Ausflugstipps

Schlachtkapelle. Jährliches «Morgarten-schiessen» am 15. November

wusst, schreibt Johannes von Winterthur, nun «stürzten sie mutig und sehr beherzt aus ihren Verstecken gegen sie [die österreichischen Truppen] hinunter und griffen sie gleichsam wie in einem Zuggarn gefangene Fische an und machten sie ohne jeglichen Widerstand nieder. [...] Diejenigen aber, welche von ihnen nicht getötet wurden, versanken im See, durch welchen sie den Händen derselben zu entflie-

### «Diejenigen aber, welche von ihnen nicht getötet wurden, versanken im See.»

hen glaubten, ihn schwimmend durchqueren zu können. Auch einige vom Fussvolk [...] warfen sich voll Schrecken vor einem so furchtbaren Tode ganz verwirrt und sinnlos in den See.» Eine Steilvorlage für jeden Schlachtenmaler.

Vom anderen Ende des Heeres habe sich ein Teil, darunter auch Herzog Leopold, über einen Fluchtweg ans Westufer des Ägerisees retten können – oder über eine nahe Anhöhe zurück zum Anmarschweg, wie der Historiker Jürg Stüssi-Lauterburg vermutet. Wie auch immer: Der österreichische Feldherr kann sich in Sicherheit bringen, hinterlässt aber eine völlig desorientierte Kriegerschar. Vorne fliehen die Ritter und lösen im nachfolgenden Fussvolk Panik aus. Das Chaos wird von den Verteidigern gnadenlos ausgenutzt.

### Ein Narr warnt den Herzog

Die Falle ist zugeschnappt – sofern es denn eine war. Konnten die Schwyzer wissen, dass ihr Gegner durch die Talenge von Ägeri kommt? Hier setzen die Legenden ein. Es seien die Edelleute von Hünenberg gewesen, die «ire nachgeburen» gewarnt hätten, indem sie gefiederte Pfeile über die Letzi schossen, daran befestigt die Botschaft: «hütend üch am morgarten».

Konrad Justinger wartet mit einer weiteren hübschen Episode auf. Als sich Herzog Leopold und seine Anführer vorgängig besprachen, wie sie am besten in das Land Schwyz kämen, sei ihnen geraten worden: «an morgarten unterm sattel». Da dem Heer auch ein Narr angehörte, wurde dieser gefragt, was er von dem Plan halte. «Nit wol», nicht viel.

Auf die Frage, was ihm missfalle, sagte der Mann mit der gelben Narrenmütze: Man habe ihnen geraten, wie sie in das Land kommen, doch habe keiner gesagt, «wa ir harwider uskoment», wie sie wieder hinauskämen ... In der Illustration von Diebold Schilling (mittleres Bild, Seite 41) sind Narr und Herzog in unmittelbarer Nachbarschaft dargestellt. Eine gezielte Demütigung: Der Narr ist schlauer als sein Herr.

Der wirkliche Schlachtverlauf lässt sich naturgemäß nur schwer rekonstruieren. Jüngere Historiker verzichten ganz auf detaillierte Beschreibungen. Manche aus einer gewissen

Übellaunigkeit heraus gegenüber ihren Vorgängern, die ab dem 16. Jahrhundert die Geschichte der Eidgenossenschaft zu einem einseitigen, heroischen Befreiungskampf stilisierten.

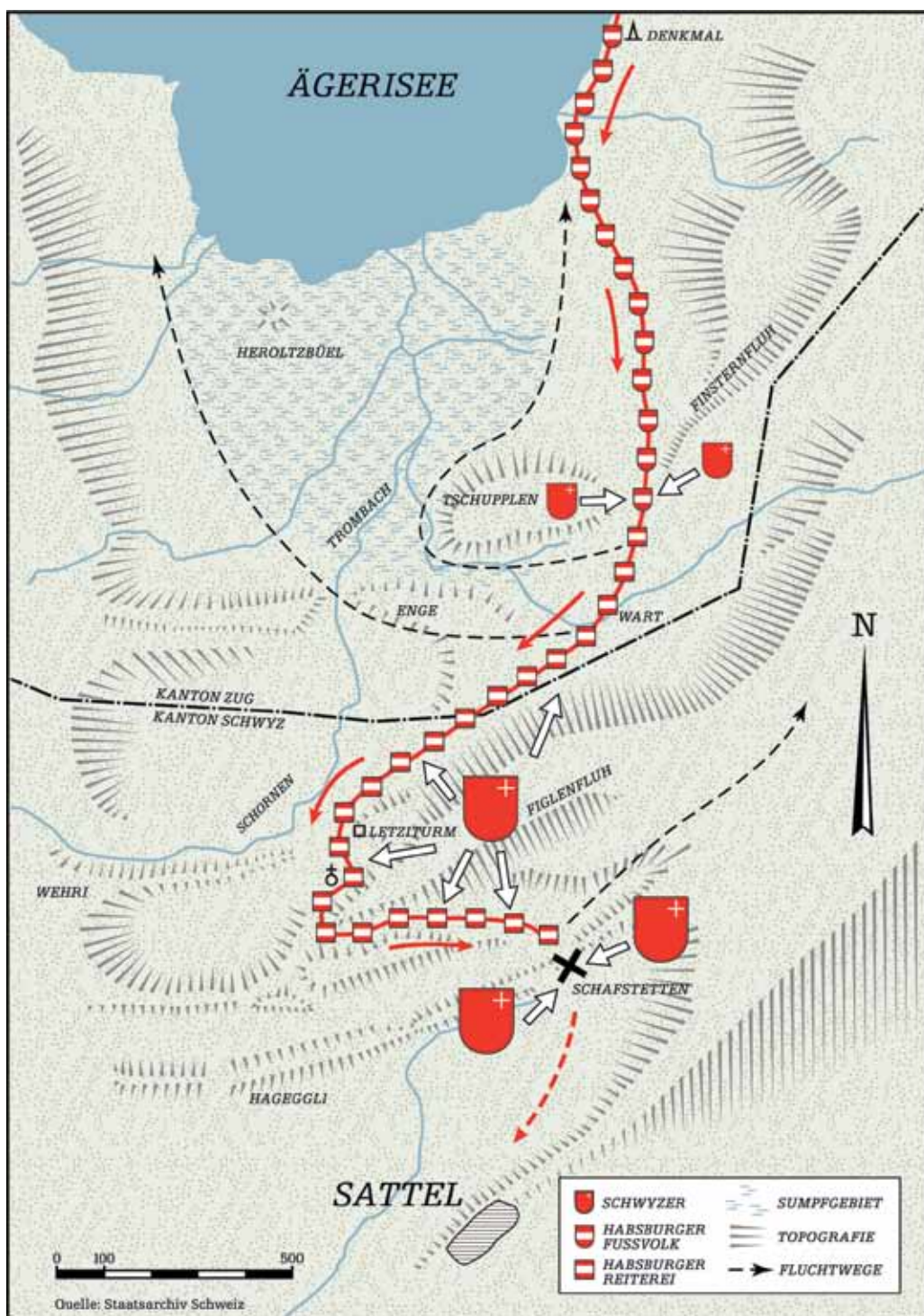
### Rollende Steine, fliegende Baumstämme

Von solchen überhöhten Darstellungen hielt beispielsweise der Zürcher Mediävist Roger Sablonier (1941–2010) wenig. Leopolds Politik habe sich nicht gegen «unruhige Bergbauern» in Schwyz gerichtet, schreibt er in seinem Standardwerk «Gründungszeit ohne Eidgenossen», sondern gegen «Herrschaftskonkurrenten» des regionalen Adels, namentlich gegen Werner von Homberg, der seinerseits

Vogteirechte über Einsiedler Güter und Leute am unteren Zürichsee einforderte. Profanes Machtgerangel.

Die spätere Interpretation der Geschehnisse rund um Morgarten hält Sablonier deshalb für eine «gelehrte Konstruktion». Von einem habsburgischen Angriff gegen Schwyz zu reden, sei falsch. «Die Handlungsweise des habsburgischen Herzogs Leopold muss als herrschaftslegitimierende Macht- und Präsenzdemonstration gewertet werden und kann nicht als militärischer Eroberungsfeldzug gelten.»

Dieses absolute Urteil relativiert eine immerhin fast zeitgenössische Quelle: «In dieser Zeit, im Jahre des Herrn 1315, entzog sich ein Bauernvolk [...] dem Gehorsam, den Steuern



Schlachtkarte vom Morgarten: Überraschungsangriff der Schwyzer (Pfeile).



und den gewohnten Dienstleistungen, die es dem Herzog Lüpoldus schuldeten, und rüstete sich zum Widerstand gegen ihn. Da nun Herzog Lüpoldus dies nicht hingehen lassen wollte, sammelte er, in grossem Zorn entbrannt, [...] ein Heer [...], um jene gegen ihn aufrührerisch gewordenen Gebirgsbewohner zu bekämpfen, auszuplündern und zu unterjochen.» Johannes von Winterthur (lateinisches Dokument von 1340 bis 1348) geht also von einem eigentlichen Feldzug aus und einer Revolte von unten gegen die landesherrschaftlichen Machtansprüche Habsburgs.

### Krachende Niederlage Habsburgs

Auch der archaische Angriff der Eidgenossen auf das Ritterheer wird von der neueren Forschung hinterfragt. Die Topografie habe das Herunterrollen von Steinen und Bäumen gar nicht erlaubt. Zudem wären die Vorbereitungen von den Habsburgern und ihren Spähern sicher vorzeitig entdeckt worden, was gegen die These eines vorbereiteten Hinterhalts spreche.

Abt Johannes von Viktring (lateinisches Dokument von 1340 bis 1344) berichtet bloss von Geröllwürfen, wie auch der spätere Chronist Konrad Justinger (vor 1420): Die Angreifer hätten «mit einem grossen geschrey» Steine gegen die Pferde geworfen, «daz die erschreckend und erschuchtend» und in den tiefen See gesprungen seien.

Erst Aegidius Tschudi (vor 1572) wird die Szene wortmächtig ausmalen und damit die eidgenössische Ikonografie für Jahrhunderte bestimmen. Berühmt ist das 1891 entstandene Fresko an der Fassade des Schwyzer Rathauses: Es zeigt das Schlachtgetümmel unmittelbar nach dem eidgenössischen Überraschungsangriff. Rollende Steine, fliegende Baumstämme, tödliche Hellebarden treiben die prunkvoll gewandeten feindlichen Ritter ins nahe Gewässer.

Trotz der krachenden Niederlage Habsburgs muss der eidgenössische Triumph relativiert werden. Herzog Leopold überlebt und wird weiter kriegerisch unterwegs sein, etwa um seinen inzwischen gefangengesetzten Bruder Friedrich freizupressen. Er verdient sich dabei die Beinamen «der Glorwürdige» und «das Schwert Habsburgs». Verlierer sehen anders aus.

Man kann die Schlappe Leopolds als Betriebsunfall bezeichnen. Politisch hat die Niederlage nur lokale Bedeutung und Habsburgs Stellung im schweizerischen Gebiet nicht weiter beeinträchtigt. Die Expansion geht auch so weiter. Allerdings verlagert sich der Schwerpunkt zusehends nach Osten: nach Österreich, in jene Gebiete, die der umtriebige Rudolf I. nach 1273 eingesackt hatte.

Dafür wird die Eidgenossenschaft schrittweise ins Mittelland wachsen. 1332 fällt Luzern von Österreich ab, später auch Zug (1352), Ausgangspunkt von Leopolds Morgarten-Aben-



Verlierer sehen anders aus: Herzog Leopold I.



Narr und Herzog: Gemälde Diebold Schillings.



Jahresfeier: Morgarten-Schiessen, 1940.

teuer. Habsburg wird noch lange der Intimfeind der sich ausbildenden Schweiz bleiben. Vorerst regelt ein 1318 abgeschlossener Waffenstillstand das Verhältnis zwischen Schwyz und Österreich. Die Entscheidungsschlacht wird verschoben, was zu diesem Zeitpunkt jedoch noch keiner der Beteiligten wissen konnte: auf 1386 in Sempach.

### Sich nicht «beherren» lassen

Die Waldstätte mussten unmittelbar nach der schmachvollen Niederlage Leopolds mit einem weiteren Feldzug rechnen. Darin wird der tiefere Grund gelegen haben, warum Uri, Schwyz und Unterwalden bereits drei Wochen nach Morgarten (am 19. Dezember 1315) ihren Bund von 1291 erneuerten.

Dieser Brief von Brunnen ist in deutscher Sprache abgefasst, basiert aber weitgehend auf dem lateinischen Original von 1291. Ganze Passagen sind wörtlich übersetzt und mit

### Die Waldstätte verpflichten sich im Brief von Brunnen auf eine gemeinsame Aussenpolitik.

wichtigen Ergänzungen versehen worden. Erstmals und mehrfach ist von den «eitgenozen» die Rede.

Im Zentrum stehen Bestimmungen bei alltäglichen Rechtsfällen wie Diebstähle, Brandstiftungen, Raub und Pfändungen. Dazu verspricht man sich wie im ersten Bundesbrief gegenseitige Treue und Hilfe.

Solche Dokumente hätten vor allem die Wahrung des Landfriedens zum Ziel gehabt, schreibt der Historiker Thomas Maissen, und nicht, wie die Geschichtsschreibung es für die Eidgenossenschaft lange haben wollte, die Wahrung der Freiheit. Damit sicherten lokale Eliten ihre Herrschaft – gegen aufstrebende Konkurrenten wie die Habsburger, aber auch gegen die eigene Bevölkerung.

Und doch tut sich eine neue Perspektive auf. Die Waldstätte verpflichten sich im Brief von Brunnen auf eine gemeinsame Aussenpolitik. Ohne Einwilligung aller Bündnispartner darf keines der Länder einen Vertrag mit einer «äussern» (fremden) Macht eingehen oder sich «beherren» lassen.

Damit stellen die Waldstätte die Weichen Richtung Sonderfall Schweiz. Während im übrigen Europa der Hochadel seinen Einfluss ausdehnt, entstehen rund um den Gotthard politische Gebilde mit vergleichsweise weitreichenden Freiheiten, mit demokratisch organisierten Landsgemeinden und einer umfassenden Selbstverwaltung. Die Schweiz entsteht.

In einer neuen, monatlichen Serie stellt die *Weltwoche* die wichtigsten Schlachten vor, welche die Schweiz entstehen liessen. Nächste Folge: Sempach, 1386.

---

# Du bist, was du trägst

---

Angela Merkel macht sich wenig daraus – im Gegensatz zu Margaret Thatcher. Und Jackie Kennedy setzt heute noch Maßstäbe. Wie modisch soll eine Politikerin oder First Lady sein? *Von Christine Brinck*



*Umwerfende Zugabe:* First Lady Jackie Kennedy, 1961.

Von heute auf morgen füllte Jackie Kennedy vor fünfzig Jahren einen Platz, der bis dahin eine Leerstelle gewesen war: den der Stil-Ikone. So was hatte die Welt noch nicht gesehen, ausser man greift in die Kostümkiste und kramt Marie Antoinette, Königin Louise oder Madame Pompadour aus. Madame de Gaulle war keine, Adenauer war Witwer, Golda Meir eine Grossmutter, und Frau Chruschtschowa war ein russisches Mütterchen. Mamie Eisenhower zuvor war so wenig eine Stil-Ikone wie Mrs Truman oder selbst Mrs Roosevelt, die auf andere Weise glänzte.

Jackie Kennedy war nicht nur schön, sie war auch intelligent und hatte Klasse. Die hatte ihr Mann, der junge Senator und spätere Präsident auch, aber Jackie war die umwerfende Zu-

---

**Wenn Michelle Obama ein Sommerkleidchen von GAP trägt, ist es am nächsten Tag ausverkauft.**

---

gabe, das Pfund, mit dem er wuchern konnte. Die Fotos von der graziösen Frau, die Nikita Chruschtschow und Charles de Gaulle bezauberte, lassen daran keinen Zweifel.

Seither haben Frauen, insbesondere diejenigen, die auf die politische Bühne drängten oder geschoben wurden, mit Mode und Klamotten gespielt, mal mehr, mal weniger geschickt und ausgeklügelt, und fachmännischer Aufmerksamkeit entgingen sie nie. Michelle Obama, Carla Bruni-Sarkozy und jüngst Mrs Cameron legen davon täglich Zeugnis ab. Wenn Michelle Obama ein 80-Dollar-Sommerkleidchen von GAP anzieht oder ein Strickjäckchen von J.Crew über die Schultern wirft, sind die Fetzen am nächsten Tag ausverkauft. Greift sie zu Designerkleidern, werden sie sofort kopiert. Kate Betts zitiert die First Lady in ihrem neuen Buch «Everyday Icon» (Clarkson Potter): «Es macht Spass, gut auszusehen.» Carla Bruni in ihren Ballerinas wirkt da weitaus einstudierter und berechnender, etwa mit ihrem Pillbox-Hütchen und ihrem braven Schulmantel.

Doch diese auf Englisch so trefflich «arm candies» genannten Trophäenfrauen stehen im Schatten all der Frauen, die allein die Bühne betreten: ob Imelda Marcos, Indira Gandhi, Margaret Thatcher, Golda Meir, Ziti Livni, Madeleine Albright, Condoleezza Rice, Hillary Clinton, Christine Lagarde, Cristina Fernández de Kirchner oder Angela Merkel.

**Angebot von Vivienne Westwood**

Im Gegensatz zu ihren Schwestern, die der Verzierung dienen, haben ihre Klamotten, ihre modischen Entscheidungen einen ganz anderen Grund und eine andere Wirkung. Man denke an das Abendkleid mit dem Superdécolleté, welches Angela Merkel bei der Einweihung der Oper von Oslo trug. Weltweit

war da ein erstauntes «Wow!» zu hören. Dieses «Wow!» war darum so laut, weil Angela Merkel eine Politikerin ist, die aussieht, als ob ihr das Aussehen egal wäre. Sie betont in ihrer Klamottenwahl – wie in ihrer Politik – ihre Weiblichkeit nicht. Und doch ist auch ihre Kleidung ein Statement: «Ich stehe über diesen Dingen.»

Praktische Schuhe, T-Shirts, kurze, schlichte Halsketten sind ihre Dauerausrüstung. Die Jacken haben immer denselben Schnitt, mal lila, mal grau, beige, grün oder rot. Die Hosen? Der englische Journalist Robb Young zitiert in seinem jüngst veröffentlichten «Power Dressing» (Merrell) Karl Lagerfeld: «Vielleicht sollte sie ein bisschen weniger Farbe tragen und jemanden suchen, der bessere Hosen schneidert. Der Schnitt ihrer Hosen ist nicht gut.» Selbst wenn die Kanzlerin diese Kritik kennen würde, sie würde sie nicht interessieren. Auch Vivienne Westwoods Angebot: «Wenn Mrs Merkel Westwood tragen möchte, verspreche ich, dass ich Kleider für sie entwerfen würde, die sie chic, raffiniert und einflussreich aussehen lassen», wird die ehemalige Physikerin, sofern der Name Westwood ihr geläufig ist, nicht in Versuchung führen. Sie hat genau den Modewandel von Kohls Mädchen mit Kinderhaarschnitt zur Kanzlerin mit Frisur und massgeschneiderten Anzügen vollzogen, den sie für richtig hält. Sie hat Wichtigeres zu tun. Einflussreich ist sie ohnehin längst.

### Eine Art Elton-John-Double

Ihre Attitüde zu den äusserlichen Dingen spiegelt sich am besten in dem Statement der früheren Präsidentin von Lettland, Vaira Vike-Freiberga: «Man muss nur vermeiden,

albern, gerücht, altmodisch oder schlampig auszusehen.» Schliesslich, so Vike-Freiberga, «habe ich es als Repräsentantin von Lettland immer als meine Pflicht angesehen, mich selbst in attraktiver und korrekter Weise zu präsentieren.» Auch Hillary Clinton hat, seitdem sie nicht mehr First Lady ist, diese vernünftige Ebene modischen Ausdrucks erreicht. Am sichtbarsten war das auf dem Foto, das Clinton und Merkel wie Zwillingsschwestern nebeneinander zeigte.

### Vogue sah in Condoleezza Rice die «Rarität – ein Kabinettsmitglied mit Stil».

Freilich ist nicht jede in der Lage, diese geschäftsmässige Unaufgeregtheit in der Kleidung durchzuziehen; wenn es schiefgeht, kommt, wie bei der finnischen Präsidentin, Tarja Halonen, so eine Art Elton-John-Double heraus. Auch wenn Ursula von der Leyen, wie etwa bei der Henri-Nannen-Preis-Verleihung, im schulterfreien, rosa Tanzstunden-Kleidchen mit Rüschenrock auftritt, scheint sie sich eher mit ihrer Rolle als ihres Vaters «Röschen» zu identifizieren als mit ihrer Rolle als Arbeitsministerin. Cristina Fernández de Kirchner, die argentinische Präsidentin, hat zwar die Macht, aber «nicht die Garderobe, die dazu passt», bemerkt Robb Young. In Südamerika macht es offenbar nichts, dass sie die Liste der schlechtestangezogenen Frauen anführt, ihre Rivalen besiegt sie trotzdem glatt. Sie ist eine einzige Übertreibung: Das Make-up ist zu dick aufgetragen, die Lippen sind zu stark aufgespritzt und ihre Kleider zu jung und vorstädtisch.

Ein anderes Paar der Gegensätze – aus Asien – stellt Robb Young vor: die (ermordete) pakistanische Premierministerin Benazir Bhutto und die (ermordete) indische Indira Gandhi. Die eine wollte modern und doch islamisch aussehen. Die Oxford- und Harvard-Absolventin trug Landestracht und, wie Young bemerkt: «Pakistaner fanden, dass Benazir darin aussah, als fühlte sie sich nicht wohl.» Young vermutet: «Sie musste Kompromisse machen, um zu überleben.» Indira Gandhi hingegen wählte sehr schlichte, gewebte Saris. Das war die ganz bewusste Entscheidung der mächtigsten Frau Indiens, um zu signalisieren: «Ich bin eine von euch und folge dem Geist Mahatma Gandhis.» Vielleicht das beste Beispiel, so Young, um das Wechselspiel zwischen Stil und Substanz, die Macht des politischen Kleids zu demonstrieren.

Zwei Frauen, die mit ausgesuchter modischer Intelligenz und gleichzeitig unerschütterlicher Professionalität glänzten und dennoch ihre Weiblichkeit nicht verleugneten, waren Margaret Thatcher und Condoleezza Rice. Germaine Greer nannte die Amerikaner

in «einen quintessenziellen *power dresser*». *Vanity Fair* setzte sie auf seine Liste der Best-dressed People, *Vogue* sah in ihr die «Rarität – ein Kabinettsmitglied mit Stil». Und in Stilettos, müsste man hinzufügen. Die «Iron Lady», Margaret Thatcher, ganz im Gegensatz zu ihrem eisernen Image, hatte Spass an Mode und freute sich, wenn ihre Garderobe gut ankam. In ihrer Zeit, schreibt Robb Young, «wurde ihre Art des *power dressing* die Richtschnur für Frauen, die in der Politik Karriere machten».

### Männer in Turnschuhen

Das Fazit von «Power Dressing»: Mode vermittelt immer eine Botschaft von der Substanz, die sich hinter der Erscheinung verbirgt. Und doch stehen die Klamotten nolens volens dieser Botschaft im Weg. Will sagen: Angela Merkel kann noch so sehr die Aufmerksamkeit auf ihre Worte und Taten lenken, am Ende wird man sich wieder über ihre Kleidung das Maul zerreißen. Denn schliesslich ist das, was wir tragen, so aussagekräftig, weil es die Aussenansicht von uns als Individuen ist. So betrachtet, ist das Kleid, auch das der Politikerinnen, stets ein Spiegel unserer Gesellschaften.

Die Männer allerdings – Gaddafi selig mal ausgenommen – haben der textilen Ausdrucksfreiheit der Frauen nichts entgegenzusetzen. Sie müssen weiter auf Uhren, Krawatten/Fliegen, Sonnenbrillen und auch mal auf Turnschuhe setzen. Manchen reicht als Accessoire auch ein Fahrrad.

Kate Betts: *Everyday Icon – Michelle Obama and the Power of Style*, 256 S., Fr. 33.20



Weltweites «Wow!»: Merkel im April 2008.



Modern und doch islamisch: Bhutto.

# Rundum-Service für Peppino und Fidji

Künstliche Hüftgelenke und Gebissanierungen für Hunde, Psychotherapie und Shiatsu für Katzen: Die Tiermedizin hat sich der Humanmedizin angenähert – und die Besitzer scheuen keine Kosten. Reportage aus einer Luxustierklinik. Von Daniela Niederberger



«Kann man nicht noch einen Schritt weiter gehen?»: kleiner Hund bei der Akupunktur-Behandlung.

Claudia Bosshard (Name geändert) merkte, dass mit ihrem Michi etwas nicht stimmte, als der Kater nur noch herumlag, immer magerer wurde und bleich war um die Nasenspitze. Sie ging zum Tierarzt, der dem Kater erst für einige Tage eine Infusion anlegte, weil er dehydriert war. Bosshard: «Michi hatte viel zu wenig rote Blutkörperchen.» So ging es notfallmässig ins Tierspital der Universität Zürich, wo der Kater drei Wochen in eine Sauerstoffbox lag. «Der Tierarzt meinte, ein Ross wäre schon lange gestorben», sagt Bosshard. Sie besuchte ihr Büsi wenn möglich jeden Tag. Dann kringelte es sich auf ihrem Schoss ein. Natürlich hoffte der Kater jedes Mal, er dürfe nun heim. «Ich liess ihm ein Nuscheltüchlein von mir dort.»

Es stellte sich heraus, dass die Katze an einer Autoimmunkrankheit leidet. Sie bekam hohe Dosen Cortison. Noch heute, drei Jahre später,

muss sie täglich ihr Medikament nehmen, wenn auch niedrig dosiert. «Michi ist wieder fit und kräftig», sagt Bosshard, die mit zwei Katzen allein lebt. «Er jagt Mäuse, spielt und geniesst sein Leben.» Ein richtiger Charmebolzen sei er, ein feiner Bub. Sie zweifelte nie daran, dass sie richtig handelte. «Ich würde das Gleiche für einen Menschen auch machen. Für mich sind Mensch und Tier gleichwertig. Beide haben ein glückliches Leben verdient.»

## «Einschläfern ohne Diagnose ist fraglich»

Das Angebot in der Tiermedizin hat sich in den letzten zwanzig, dreissig Jahren enorm ausgeweitet. Krebs wird bestrahlt, Bandscheiben werden operiert und Tumore beseitigt. Künstliche Hüftgelenke einzusetzen, gilt, obschon kompliziert, als Routinesache. Die Kleintierpraxis ACR in Winterthur bietet «Gebissanierungen, Zahnreinigungen, Fül-

lungen und Aufbauten» an, Elektrokardiogramme (EKG) zur Untersuchung des Herzens und «tierschutzkonform durchgeführte Euthanasie in würdigem Rahmen».

Gabriela Ehrismann leitet die moderne Praxis. Sie zeigt der Besucherin ihre Patienten. Eine Echse, genauer eine Bartagame, ist da, sie leidet an Verstopfung und hat Steine im Gedärm, die müssen nun mit einem Einlauf entfernt werden. Eine Katze hat eine grosse Narbe auf dem rasierten Bauch. Sie wurde angefahren, dabei verschoben sich die Innereien, weshalb Frau Dr. Ehrismann alles wieder zurecht-rücken musste. In einem Zimmer liegt eine schwarzweisse Katze apathisch in ihrem Korb, angehängt an einen Infusionsschlauch. «Ein junger Kater», sagt Ehrismann. «Er hat einen extremen Pfnüsel und frisst nicht.» Sie wird ihm Blut entnehmen, um herauszufinden, woran er leidet. Es könnte Katzenleukämie sein, eine

meist tödlich verlaufende Krankheit. Oder er hat das Feline Immundefizienz-Virus (FIV), Katzen-Aids genannt, weil es der Aids-Erkrankung beim Menschen ähnelt. Wie weit seine Besitzer zu gehen bereit sind, weiss die Ärztin nicht. Sie sind nicht auf Rosen gebettet. «Aber einfach einschläfern ohne Diagnose ist auch fraglich», sagt sie.

### Meerschweinchen mit Augenproblemen

Oberhalb des Zugersees in Hünenberg befindet sich eine der modernsten Tierkliniken der Schweiz. Auf dem Parkplatz stehen wuchtige Autos, und die Réception ist grosszügiger als in manchem Spital für Menschen. Dieter Fretz sollte eine Zyste wegoperieren, doch das übernimmt einer der dreizehn Ärzte, die hier arbeiten. So hat der Chef Zeit, die Klinik zu zeigen, die an 365 Tagen im Jahr rund um die Uhr geöffnet ist und von der Intensivstation mit Überwachungsapparaten bis zum Ultraschall und zum eigenen Labor alles bietet, was ein normales Spital auszeichnet. Es wird aber nicht nur operiert, im Hause hat es eine Akupunkturistin, eine Homöopathin, einen Physiotherapeuten, eine Augenspezialistin, eine Spezialistin für exotische Tiere und eine Dermatologin. Im selben Gebäude befindet sich zudem ein Krebszentrum für Tiere.

Dieter Fretz schwärmt von der «Vielfalt des Berufes». Erst hat man es mit einem Hund zu tun, der lahmt, danach kommt ein Meerschweinchen mit Augenproblemen, dann wieder eine Spinne mit Haut- oder Verdauungsproblemen oder eine Schlange mit Würmern oder anderen Parasiten. «Da ist schnelles Umdenken gefragt.»

Im Aufwachzimmer liegt sediert ein Boxerhund. Ihm wurde eine Wucherung am Zahnfleisch sowie Zahnstein entfernt. Das geht nicht ohne Vollnarkose. «So blöd ist nur der Mensch, dass er ohne hinhält», sagt Fretz. Ein Schäferhund wurde operiert, er hatte eine Magendrehung. Das kann es geben, wenn der Hund sich nach dem Fressen zu stark bewegt. Einer liegt da mit Kragen und Verband, er hatte Bisswunden; einem anderen musste ein Tennisball aus dem Dünndarm operiert werden. Auf einer Tafel sind die Namen der Patienten notiert: ein Peppino ist hier, ein Fidji, ein Jimmy und ein Guinness. Im Operationsaal arbeiten je drei Personen pro Hund. Einem Berner Sennenhund wurde die erwähnte Zyste entfernt und gleich auch noch Zahnstein. «Das gehört zum Rundum-Service», sagt Fretz.

Ein Eingriff, der ein- bis zweimal pro Woche anfällt, ist das Zertrümmern von Blasensteinen mittels Laser. Dazu wird durch die Harnröhre ein Endoskop eingeführt. Etwa zehnmal im Jahr setzt der Tierarzt künstliche Hüftgelenke ein, eine grosse Operation.

Immer häufiger gefragt ist der hauseigene Fortpflanzungsspezialist. Wird eine Hündin nicht trüchtig, klärt er ab, ob es an ihr oder dem

Rüden liegt. Man untersucht, ob es sich um eine hormonelle Störung handelt, und verordnet entsprechende Therapien. Auch In-vitro-Fertilisation ist hier möglich.

Dieter Fretz arbeitet seit 25 Jahren als Tierarzt. Erst hatte er eine einfache Praxis, daraus entstand die Klinik. Er sagt: «Die Kunden kreieren das Bedürfnis, nicht wir.» Immer wieder höre er die Frage: «Kann man nicht noch einen Schritt weiter gehen?» Man kann. Die Ausbildung der Tierärzte wurde besser, neues Wissen aus der Humanmedizin floss in die Veterinärmedizin ein. «Den Satz: «Es ist ja nur ein Tier», habe ich schon lange nicht mehr gehört.»

Ist eine Vermenschlichung des Tiers zu beobachten? «Das nicht. Aber das Tier ist näher zum Menschen gerückt», sagt Fretz. Früher

---

### «Den Satz: «Es ist ja nur ein Tier», habe ich schon lange nicht mehr gehört.»

---

war der Hund draussen. Er bewachte den Hof oder hütete Nutztiere. Die Städte wuchsen, der Hund lebte jetzt in Wohnungen mit dem Menschen zusammen. Je grösser die Städte, umso mehr Leute, die alleine lebten und sich ein Tier als Gefährten hielten. Fretz: «Das Tier wurde zum Mitglied der Familie.» Für manche ist es so etwas wie ein Partner oder Kind. Es tut dem Menschen gut. Depressive mit Haustier sind weniger suizidgefährdet, weil sie eine Aufgabe haben. Nach einer Herzoperation genesen jene am schnellsten, die sich einen Hund halten. Auch simpel: Man muss täglich ein paarmal an die frische Luft.

In einschlägigen Internetforen werden Tiere wie Könige behandelt. Im KSG-Forum (Abkürzung für: Kampfschmuser-Gemeinde) berichtet eine Uschi von ihrem Gipsy, einem sechsjährigen Yorkshireterrier-Rüden, der an Atemnot und trockenem Husten leide. Yorkshireterrier haben häufig eine verengte oder geknickte Luftröhre. Gipsy bekommt Cortison, ihm wurden die Mandeln entfernt und die Rachensegel gekürzt sowie die Luftröhre gelasert. Nichts half. Uschi bittet nun um Ratschläge, was man noch tun könnte. Eine Evelina teilt mit, ihre Jenny habe am Uni-Klinikum in Giessen bei Professor Moritz einen Stent bekommen, seither atme sie viel besser. Uschi beschliesst, auch einen Spezialisten aufzusuchen. Andere User fühlen mit, von allen Seiten kommen Worte des Trostes. «Gute Besserung für den kleinen Mann.» – «Wie geht es deinem Sonnenschein?» Eine Halterin von vier «Yorkies» schreibt: «Hier werden euch 16 Pfoten und 4 Daumen gedrückt.»

Die Kosten in der Tiermedizin sind, wenn gleich nicht ganz so hoch wie in der Humanmedizin, beträchtlich. Ein künstliches Hüftgelenk kostet 5000 Franken pro Seite. Claudia Bosshard zahlte für den kranken Michi 3500

Franken. Im Tierspital traf sie eine Leidensgenossin, die angab, nur noch für ihre krebskranke Katze zu leben. Kein Wunder, gibt es auch Tier-Krankenversicherungen.

### Die Würde des Tieres

Man schläfert nicht mehr so schnell ein, weil das Tier ein Kamerad ist und weil die Tiermedizin besser wurde. Wo sind die Grenzen? Dr. Ehrismann erzählt von einem alten blinden Büsi, das an einem Tumor litt. Obwohl die Katze auch noch nierenkrank war, gab ihr ein Arzt starke Medikamente. «Da stellt sich schon die Frage: Was darf ich aus ethischen Gründen?» Ein Hund mit einem Beckenbruch hingegen, der gehe auch durch eine schwierige Zeit mit Operation und allem, «aber nachher hat er wieder ein *zwäges* Leben».

Dieter Fretz spricht von Lebensqualität. «Ein Hund muss herumtollen können.» Dazu gehören nicht unbedingt vier Beine. Viele kommen mit drei Beinen gut zurecht. Eine Amputation, das geht also. Skeptisch ist er bei Gehhilfen für gelähmte Hunde, einer Art Wägelchen unter dem Gesäss, wie sie in den USA zu sehen sind. Der Hund zieht sich mit den Vorderbeinen vorwärts. Und: Hunden und vor allem Katzen ist die Körperpflege ein grosses Bedürfnis. «Wichtig für die Lebensqualität ist, dass sie sich selber pflegen können.»

Die meisten Besitzer wollen das Beste für ihr Tier, so die Beobachtung von Ehrismann. Eine Minderheit könne sich nicht von ihrem Liebling trennen. «Er frisst ja noch», heisst es. «Ja, klar», sagt die Ärztin. Rät sie zum Einschläfern, suchen diese Leute sich einen anderen Tierarzt. Aber «Einschläfern» sagt man nicht mehr. Euthanasie heisst es jetzt. Und in die Kadaversammelstelle bringt kaum mehr jemand sein Tier, seit man weiss, dass die Kadaver als Brennmaterial in Hochleistungsöfen landen. Der Standardweg ist die Kremation.

Im Warteraum der Tierklinik in Hünenberg liegen diverse Visitenkärtchen auf. «Torweg» steht auf einem, Sterbebegleitung für Tiere. «Torweg reicht Dir die Hand, wenn Du Dich mit Deinem Tiergefährten auf sein letztes Stück Weg begibst. [...] Wenn Du es wünschst, beim Sterben Deines Tieres nicht dabei zu sein, vertritt Dich Torweg und nimmt Deinen Liebling liebevoll in den Arm, wenn er für ein letztes Mal seine treuen Augen schliesst», steht auf der Homepage.

Auch Zen-Shiatsu wird angeboten, die Kunst der heilenden Berührung. «Zen-Shiatsu zeichnet sich aus durch einen Weg der Hingabe und Annahme dessen, was ist. [...] Es bietet dem Tier einen Heilungsweg an, erzwingt ihn aber nicht.» Weiter im Angebot: Lebensenergieberatung, Ernährungsberatung und Schmerztherapie.

Der schwarzweisse Kater, übrigens, hatte weder Katzen-Aids noch Leukämie und durfte am nächsten Tag nach Hause. ○

# «Putin ist ironisch und humorvoll»

Andrei Kondraschow, Chefreporter des staatlichen russischen Fernsehens RTR und Moderator der landesweiten News-Sendung «Vesti», über die Pressefreiheit in Russland, Wahlfälschungen, Präsident Putin und Russlands Probleme als tickende Zeitbomben. *Von Peter Holenstein*

*Andrei Kondraschow:* Ihre erste Frage ist bestimmt, wie es um die Pressefreiheit in Russland steht...

**Weltwoche:** Sie sagen es!

Unsere Massenmedien sind so frei und unfrei wie jene in den USA oder in Europa. Da wie dort sind die Medien politischen Druckversuchen und kommerziellen Abhängigkeiten ausgesetzt. Das hindert unsere TV-Sender und Zeitungen jedoch nicht, täglich über die vielen Probleme im Land, wie Günstlingswirtschaft, Kriminalität oder soziale Ungerechtigkeiten, zu berichten. Korrupte Politiker und Beamte werden genauso angeprangert wie Missstände bei der Polizei und Armee. Eine staatliche Zensur, wie das so oft behauptet wird, findet nicht statt.

**Glauben Sie ernsthaft, dass wir Ihnen das abkaufen? Tatsache ist doch beispielsweise, dass der landesweite TV-Sender RTR, für den Sie seit neunzehn Jahren arbeiten, weder Ministerpräsident Wladimir Putin noch Staatschef Dmitri Medwedew in Frage stellt.**

Sie müssen zwischen den staatlichen und den privaten Massenmedien unterscheiden! In den privaten TV-Kanälen und Zeitungen ist Kritik in jeder Form gegenwärtig. Soweit es jedoch staatliche Medien betrifft – und RTR ist ein Teil des russischen Staatsfernsehens Rossija TV –, ist Ihr Einwand berechtigt. Aber es gehört nun einmal nicht zu den Aufgaben der staatlichen Medienunternehmen, die höchsten Autoritäten des Landes anzugreifen oder den Staat in Frage zu stellen. Berechtigte Kritik, ja, die gibt es auch bei RTR, aber nicht eine destruktive Grundhaltung, die allein darauf abzielt, die Politik des Landes abzulehnen oder hohe Amtsträger herabzusetzen. Wir halten uns an die Grundsätze unseres Staates und versuchen, die Interessen der Mehrheit in unserem Land zu vertreten. Beim Schweizer Fernsehen, das ja ebenfalls ein staatlicher TV-Sender ist, dürfte sich das nicht anders verhalten.

**Zumindest was die staatlichen Grundsätze betrifft, kommt das in etwa hin.**

Auch in den USA ist es nicht anders: Haben Sie jemals gesehen, dass CBS Präsident Obama angreifen oder seine Politik in Frage stellen würde? Haben Sie in den staatstreuen amerikanischen Massen-

medien jemals Kritik an den Nato-Aktionen in Libyen gelesen? Ich nicht.

**Welche Rolle spielten die russischen Medien beim Zusammenbruch der Sowjetunion vor zwanzig Jahren?**

Das ist ein Teil unserer jüngsten Geschichte, der historisch noch nicht aufgearbeitet ist, aber ich bin überzeugt, dass die Massenmedien eine entscheidende Rolle spielten. Statt auf Demokratie, wirtschaftliche und sozialpolitische Reformen zu setzen, versuchte das System der UdSSR, die Massenmedien zu kontrollieren. Das war, keine Frage, ein Kapitalfehler. Die Bevormundung der Medien führt früher oder später zum Zusammenbruch jedes autoritären Regimes. China scheint daran zu sein, aus dieser Erfahrung zu lernen.

**Apropos Bevormundung: Wann hat der Kreml das letzte Mal bei RTR wegen einer Sendung interveniert?**

Unsere Redaktionsgrundsätze und Sende-politik, an die wir uns halten, werden von einer Kommission festgelegt. In dieser sogenannten «Channel Executive Group» sind sowohl Vertreter des Kremls wie auch RTR-Manager, -Redaktoren, -Produzenten und -Journalisten vertreten. Dass sich die Medienabteilungen der Regierung oder Politiker bei der Chefredaktion gelegentlich über Beiträge beschwerten, gehört wahrscheinlich auch in der Schweiz zum Medien-geschäft.

**Im vergangenen Jahr hat der Chef der Schweizer Bundeskriminalpolizei seinen Job verloren, weil er seine aus Russland gebürtige Freundin auf eine Dienstreise nach St. Petersburg mitgenommen hatte. Hat RTR darüber berichtet?**

Nein, wieso hätten wir das tun sollen? Diese Geschichte war doch einfach nur lächerlich. Da haben in Ihrem Land wohl einige Leute zu viele James-Bond-Filme geschaut!

**Ist das russische Staatsfernsehen überhaupt einem Quotendruck ausgesetzt?**

Aber sicher! Der Staat finanziert RTR mit 0,5 Prozent des jährlichen Budgets, Gebühren werden keine erhoben. Damit können wir rund 40 Prozent unserer Ausgaben finanzieren, darunter auch jene für unseren werbefreien Kulturkanal. Die restlichen 60 Prozent müssen wir über die Werbung hereinholen, und hier stehen wir in Konkurrenz mit den privaten TV-Anbietern. Unser Marktanteil in der Altersgruppe ab 25 Jah-

ren beträgt landesweit 24 Prozent, in Moskau 20 Prozent. Leider wirkt sich der Kampf um Marktanteile und Quoten auch in der russischen Fernsehlandschaft auf die Qualität gewisser Programmformate aus.

**Inwiefern?**

Beim Konkurrenzkampf um TV-Spots müssen wir mit den populären Game- und Entertainment-Shows der privaten Kanäle mithalten, in denen heute halbnackte Showgirls mit aufgepumpten Busen omnipräsent sind. Die klassischen Zapping-Stopper eben. Das geht auf Kosten der Programmqualität, was mich nicht gerade glücklich macht.

---

**«Da haben in Ihrem Land wohl einige Leute zu viele James-Bond-Filme geschaut!»**

---

**Was sind Zapping-Stopper?**

Auch in Russland bestimmt zu Hause jene Person, die über das Kommando der TV-Fernbedienung verfügt, die Wahl einer Sendung – und das sind in der Regel Männer. Und da diese regelmässig durch die TV-Programme zappen, sofern nicht gerade ein Fussballspiel läuft, bleiben sie bei den Programmen mit den halbnackten Frauen hängen. Das nützt die Werbung aus und schaltet dort ihre Spots.

**Das Erfolgskonzept der sexualisierten berlusconianischen TV-Shows!**

Jedenfalls funktioniert es. Vielleicht auch deshalb, weil sich die russischen Männer und die Italiener sehr ähnlich sind. Sie gestikulieren beim Reden mit den Händen, stehen auf Goldketten, coole Uhren, elegante Kleidung und gefallen sich in der Rolle des unwiderstehlichen Frauenhelden. Silvio Berlusconi war nicht von ungefähr bei den meisten Russen der beliebteste unter allen ausländischen Politikern. Für viele meiner Freunde war sein Rücktritt eine persönliche Tragödie.

**Es fällt auf, dass RTR viele deutsche TV-Krimiserien sendet. Weshalb?**

Sie sind beim Publikum beliebt und vor allem nicht so gewalttätig wie unsere eigenen Serien, für die wir jährlich rund tausend Filme produzieren. Darunter solche, die man Kindern und Jugendlichen besser nicht zeigen sollte.

**Ist das Internet für das russische Fernsehen eine Konkurrenz?** >>>



«Die Bevormundung der Medien führt zum Zusammenbruch jedes autoritären Regimes»: Chefreporter Kondraschow.

Auch bei uns befürchteten viele Medienexperten, dass sich das Internet zu einem TV-Killer entwickeln würde, doch dem ist nicht so. So wie das Fernsehen nicht das Ende von Kino oder Theater bedeutete, genau sowenig wird das iPad das Buch aus Papier ersetzen oder das Internet die TV-Sender verdrängen. Vielmehr gilt es auch für uns, diesen neuen Informationskanal zu nutzen, und das tun wir auch. Unsere Website (www.vesti.ru) wird täglich über acht Millionen Mal angeklickt, was für News-Sites einen Rekord darstellt. Alle unsere Reporterteams sind heute mit mobilen Geräten ausgerüstet, die es ermöglichen, Videomaterial von überallher zeitverzugslos auf unsere Website zu übertragen. Für uns ist diese Möglichkeit der aktuellen Berichterstattung eine willkommene Ergänzung und journalistische Herausforderung.

**Sind Sie als Produzent bei RTR frei in der Themenwahl?**

Ja, es gibt keine Auflagen. In unserer täglichen News-Sendung «Vesti» konzentrieren wir uns, nebst den aktuellen internationalen Nachrichten, vor allem auf Themen, die für unsere rund 127 Millionen Zuschauer in Russland interessant sind, beispielsweise den Anstieg der Konsumentenpreise, die schlechte Qualität unseres Gesundheitssystems, die Defizite des Bildungssystems, die Korruption, Kriminalität oder soziale Verwahrlosung vieler alter Menschen.

**In Ihrer Auffistung fehlt die Berichterstattung über die seit den Parlamentswahlen anhaltenden Demonstrationen in Moskau.**

Wir respektieren die Demonstrationen, aber verlieren Sie nicht die Relationen aus den Augen. Allein in Moskau leben ungefähr elf Millionen Menschen. Wenn 100 000 demonstrieren, dann ist das nicht einmal ein Prozent der Stadtbevölkerung. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Abneigung der Demonstranten gegen Wladimir Putin oder Dmitri Medwedew zu unterstützen oder uns an einer Revolution gegen die demokratisch gewählte Regierung zu beteiligen. Den pri-

**«Eine wirkliche Opposition müsste mindestens eine Million Anhänger auf sich vereinen.»**

vaten TV-Sendern und Zeitungen sowie den unzähligen Internet-Sites und Bloggern steht es frei, dies zu tun, und sie tun es ja auch. Eine repräsentative Umfrage hat allerdings ergeben, dass nur gerade fünf bis sieben Prozent aller russischen Medienkonsumenten diese privaten Informationsquellen nutzen.

**Bestreiten Sie, dass es zu massiven Wahlfälschungen kam?**

Nein, das tue ich nicht, wobei «massiv» allerdings massiv übertrieben ist. Dass es in einigen der Zehntausenden von Wahllokalen im Land zu Wahlfälschungen kam, die von lokalen Politikern initiiert wurden, welche ihre Machtpositionen nicht aufgeben wollen, bestreitet niemand. Allerdings frage ich mich, weshalb die zahlreichen Oppositionsparteien, welche jetzt von Wahlbetrug reden, keine Beobachter in die Wahllokale geschickt haben. Der oppositionellen Partei Pravoje Delo, die jetzt so lautstark von sich

**Andrei Kondraschow**

Kondraschow, 40, wurde als Sohn eines Atomphysikers in Kasachstan geboren. Er studierte an der International Independent University in Moskau politische Wissenschaften und Journalismus. Bereits während seiner Studienzeit war er als freier Journalist für das russische Staatsfernsehen RTR tätig. Nach seiner Festanstellung Mitte der neunziger Jahre war er für RTR als Auslandsreporter in Kriegsgebieten im Einsatz, darunter in Tschetschenien, Jugoslawien, Georgien, dem nördlichen Kaukasus und Afghanistan. 2002 wurde er von Wladimir Putin mit dem höchsten Verdienstorden Russlands ausgezeichnet und in das RTR-Team gewählt, das den Staatschef auf seinen Staatsbesuchen begleitete. Seit 2006 realisiert Kondraschow Dokumentarfilme sowie politische Auslandsbeiträge. Als Moderator in der täglichen RTR-News-Sendung «Vesti» gehört er zu den bekanntesten TV-Gesichtern in Russland. Kondraschow ist verheiratet, Vater einer schulpflichtigen Tochter und wohnt in Moskau. In seiner Freizeit interessiert er sich vor allem für Aviatik, Eishockey und Fussball. (ph)

reden macht, ist es mit weniger als einem Prozent nicht einmal gelungen, einen Sitz in der Duma zu gewinnen. Ich spreche dieser Verliererpartei das moralische Recht ab, im Namen des ganzen Volkes zu sprechen; für sie war der Ausgang der Wahlen ein letzter Strohalm, um ihre Unzufriedenheit mit der allgemeinen Situation im Land auszudrücken. Der Probleme Russlands sind wir uns sehr wohl bewusst, doch was wir brauchen, sind Lösungen. Demonstrationen um der Demonstration willen bringen uns nicht weiter.

**Mit anderen Worten: Eine Opposition in Russland ist chancenlos.**

Eine wirkliche Opposition müsste mindestens eine Million Anhänger auf sich vereinen können. Zurzeit sehe ich jedoch neben den Parteien, die im Parlament vertreten sind, keine politische Kraft, die von mindestens 100 000 Menschen nachhaltig unterstützt würde.

**Sie kennen Wladimir Putin persönlich. Was ist er für ein Mensch?**

Er ist wie eine Matroschka. So heissen die traditionellen, ineinander verschachtelten russischen Puppen aus Holz. Hinter Putins öffentlichem Erscheinungsbild verstecken sich viele weitere Putins. Privat unterscheidet er sich beispielsweise total von jenem stets etwas angestrengt wirkenden Putin, der auf dem Bildschirm zu sehen ist. In pri-



«Er ist wie eine Matroschka»: Staatschef Putin (l.) ehrt Kondraschow, 2002.



vaten Gesprächen kann er äusserst ironisch und umwerfend humorvoll sein. Aber auch bei solchen Gelegenheiten weiss er immer ganz genau, was er will, und man kann ihn nur schwer von einer vorgefassten Meinung abbringen. Er ist geradezu ein Weltmeister darin, zu bewirken, dass der Gesprächspartner seine Meinung ändert. Wladimir Putin schätzt Loyalität über alles, eine Eigenschaft, die ihm in seiner politischen Arbeit oft im Wege steht, weil er sich damit schwertut, jemanden zu feuern. Niederlagen nimmt er sehr persönlich, denn er hasst es, einem Spitzensportler gleich, zu verlieren.

#### Warum sieht man ihn praktisch nie zusammen mit seiner Frau?

Ljudmila Alexandrowna Putina ist eine äusserst bescheidene und charmante Frau, der jeglicher Personenkult fremd ist und die nur ungerne in der Öffentlichkeit steht. Sie weicht nach Möglichkeit jeder TV-Kamera und jedem Mikrofon aus, gibt kaum Interviews und zieht es vor, ihre Zeit mit der Familie und ihren Kindern zu verbringen.

#### Wie populär ist Wladimir Putin bei der Bevölkerung?

Ich gehe davon aus, dass er die kommenden Präsidentschaftswahlen mit über 65 Prozent gewinnen wird. Solange sich Peter der Grosse, Katharina die Grosse oder Stalin nicht aus ihren Gräbern erheben, hat niemand anders eine Chance, gewählt zu werden.

#### Und welchen Stellenwert hat heute Michail Gorbatschow?

Auch wenn noch kein abschliessendes Urteil über seinen Beitrag zum Zerfall der Sowjetunion feststeht, hat er als letzter Präsident der UdSSR und Befreier des Landes von der Kommunistischen Partei seinen Platz in den Geschichtsbüchern. Bei der jüngeren Generation gilt er als Held, bei einem Teil der älteren Generation und den Ewiggestrigen als Verräter.

#### Worin unterscheiden sich eigentlich Ministerpräsident Wladimir Putin und Staatschef Dmitri Medwedew?

Für viele mögen sie den Eindruck siamesischer Zwillinge erwecken, doch dem ist nicht so, sie sind von ihrem Charakter her grundverschieden. Sie sind vergleichbar mit einem Schlagzeuger und einem Gitarristen, die in derselben Band spielen, weil sie dieselbe Musik lieben, aber nach dem Konzert gehen sie ihre eigenen Wege. Privat verbringen die beiden kaum Zeit zusammen. Was sie verbindet, ist ihre politische Vorstellung, wie dieses Land zu führen ist.

#### Mitunter hat man den Eindruck, dass sie das so tun, als ob es sich um ihr eigenes Unternehmen handeln würde.

Ist in dieser globalisierten Welt nicht längst jedes Land ein marktwirtschaftlich orientiertes Unternehmen geworden, das entsprechend geführt wird? Putin setzt sich weltweit für die Interessen des staatlichen Energiekonzerns Gazprom ein, US-Präsident Obama drückt Dollars und verkauft der Welt die amerikanischen Schulden, Chinas Hu Jintao kauft weltweit Markenartikel und Hightech-Unternehmen auf, und Frau Merkel verkauft die defizitären europäi-

#### «In privaten Gesprächen kann Putin äusserst ironisch und umwerfend humorvoll sein.»

schen Länder, als ob es sich dabei um Tochtergesellschaften Deutschlands handeln würde. Glauben Sie etwa wirklich, Sarkozy habe in Libyen wegen Menschenrechtsverletzungen interveniert? In Russland hört man in diesem Zusammenhang immer wieder den Spruch: «Wie lange wird wohl die zivilisierte Welt damit warten, das blutige und kriminelle Regime der Pinguine zu zerschlagen, wenn in der Antarktis Öl gefunden wird?»

#### Wie sehen Sie Russlands Zukunft?

Offen gestanden ziemlich düster, denn Russland steht vor gewaltigen Problemen, die gelöst werden müssen. Dazu gehören die ungleiche regionale Entwicklung, die Fehler der Bolschewisten, das Land nach ethnischen Merkmalen in mehrere Republiken aufgeteilt zu haben, die Korruption auf allen Ebenen der Regierung, des Verwaltungsapparats sowie der Strafverfolgungsbehörden, die Rechtsunsicherheit, der wiederaufkeimende Nationalismus, die organisierte Kriminalität, die anhaltende Migration ehemaliger Bürger der UdSSR wie der Tadschiken, Usbeken und Kirgisen und das enorme soziale Gefälle zwischen Arm und Reich mitsamt der sozialen Ungerechtigkeit und unzulänglichen Gesundheitsversorgung. Russland belegt bei den Gold- und Devisenreserven weltweit den dritten Platz, und die sogenannten Stabilisierungsfonds verfügen über Hunderte von Millionen Dollar. Aber anstatt mit dem Geld die dringend notwendige Entwicklung der russischen Infrastruktur voranzutreiben, wird das Staatsgeld von unseren Fantasten in amerikanische Verpflichtungen investiert. Und in Moskau, das im Geld schwimmt und wo der Quadratmeter für Immobilien inzwischen bis zu 70 000 Dollar kostet, wird privates Geld weiterhin in Immobilien statt in die industrielle Entwicklung investiert. All diese Faktoren sind tickende Zeitbomben, und man kann nur hoffen, dass es der Regierung gelingen wird, sie in den kommenden Jahren zu entschärfen.

#### Weshalb lässt sich die Korruption in Russland nicht wirksam bekämpfen?

In jeder historischen Phase unseres Landes, vielleicht mit Ausnahme der Herrschaft von Stalin, gehörte die Korruption im Verwaltungsapparat zu den grössten Problemen Russlands. Egal ob im zaristischen Regime oder unter der Kommunistischen Partei: Die öffentliche Hand wurde schon immer von Beamten und Bürokraten geplündert. Daran hat sich leider bis auf den heutigen Tag nichts geändert, und solange die Regierung für die Entgegennahme von Bestechungsgeldern oder die Zahlung von Schmiergeldern nicht drakonische Strafen verhängt und die ersten tausend fehlbaren Beamten ins Gefängnis steckt, wird das auch so bleiben.

**RTR Television** (offiziell VGTRK – All-Russia State Television and Radio Company) gehört zum grössten staatlichen Medienunternehmen Rossija TV in Russland. RTR betreibt landesweit 5 TV-Kanäle, 3 Radiostationen und 83 regionale TV-Sender und beschäftigt rund 40 000 Personen, 700 von ihnen sind allein für die News-Sendung «Vesti» in Moskau tätig.



#### Kulinarische Höhenflüge aus Russland und der Ukraine vom 7. Januar bis 10. Februar 2012

Die russische sowie die ukrainische Küche sind bei uns im Westen leider nur sehr wenig verbreitet, dennoch können sie mit vielen Köstlichkeiten auftrumpfen.

Bei uns in der Rôtisserie können Sie vom 7. Januar bis 10. Februar 2012, verschiedene dieser Spezialitäten kosten, geniessen und kennen lernen.

Und am 13. Januar 2012 können Sie mit uns den russischen Silvester feiern, ein einzigartiges Erlebnis!

## Hoch das Bein!

Von Daniele Muscionico

**N**ein, es ist nicht so, wie Sie denken. Wenn Sie denken, was wir denken. Und wir denken, dass wir uns verstehen. Nein, dieses Bild bläst nicht die Trübsal-Tuba, feiert nicht das Ende – sondern den Anfang. Dieses Bild soll Sie mit Fröhlichkeit anstecken, mit Optimismus, Hoffnung, mit allem, was ein Jahr verdient, das noch in den Windeln liegt.

Also lesen wir aus dem verlorenen Bein, was dem Anlass gebührt – nämlich Aufbruch. Weite Himmel, neue Sphären, entfernte Galaxien! Dieses Bein wird nicht lange allein bleiben, sagen wir, hoffen wir und wünschen ihm ein zweites, drittes, viertes. Wir wünschen ihm Gesellschaft und gutes Flugwetter.

Denn gut ist der Anlass, für den dieses Bild hier steht. Es heisst «Starter», startet durch im noch jungfräulichen Jahr – und ist zu sehen in der besucherstärksten Werkschau der Fotografie der Schweiz, «Photo 12». In nur sechs Jahren hat sich «Photo 12» von einem Insideranlass zu einem Publikumsmagneten gewandelt, nicht nur, aber auch deshalb: Jeder, der fotografieren kann, darf Bilder einsenden und hoffen, dass er die Chance erhält, sie auszustellen. 120 Amateure, Semiprofis und Profis werden dieses Jahr zu den Glücklichen zählen. Und Glück hat zudem, wer dabei ist, wenn der Glamour-Pegel steigt durch die Anwesenheit von Starfotografen wie Juergen Teller oder Brigitte Lacombe.

Das Bild «Starter» stammt vom Inner-schweizer Fotografen Silvan Bucher. Und es wird nicht nur im Rahmen von «Photo 12» zu sehen sein. Man wird es wiederentdecken auf der neuen CD des Gitarristen und Sängers Fabian Anderhub, die Mitte des Jahres auf den Markt kommen soll. Bucher hat «Starter» am 21.1.2011 um 15.46 Uhr *Los Angeles time* aufgenommen, gekostet hat es ihn 1000 Dollar (nicht 3000 Dollar, dafür musste er den Schauplatz nach neunzig Minuten bereits wieder verlassen), den Nacht-Effekt erzielte er durch starke Beleuchtung.

Aber wo, wo sind wir hier eigentlich? Auf dem Mojave Air and Space Port, einem Flughafen in der Mojave-Wüste, dort, wo der Kreislauf sich schliesst. Hier steht an Fliegern, was momentan nicht gebraucht wird, hoffentlich bald wieder gebraucht wird, niemals mehr gebraucht wird. Für Aviatikfreaks ein Friedhof der Kuscheltiere.

«Starter» ist ein Plädoyer gegen die Angst vor grossen Tieren. Und ein Bild dafür, dass in jedem Ende die Mutter des Anfangs steckt. Guten Start ins 2012!

Photo 12: Maag-Areal Zürich, 13.01. bis 17.01.



In jedem Ende steckt die Mutter des Anfangs: «Starter» von Silvan Bucher.



## Belletristik

- 1 **Martin Suter:** Allmen und die Libellen (*Diogenes*)
- 2 **Alex Capus:** Léon und Louise (*Hanser*)
- 3 **Martin Suter:** Allmen und der rosa Diamant (*Diogenes*)
- 4 **Paulo Coelho:** Schutzengel (*Diogenes*)
- 5 **Arno Geiger:** Der alte König in seinem Exil (*Hanser*)
- 6 **Charlotte Roche:** Schossgebete (*Piper*)
- 7 **Jussi Adler-Olsen:** Erlösung (*DTV*)
- 8 **Simon Beckett:** Verwesung (*Wunderlich*)
- 9 **Donna Leon:** Auf Treu und Glauben (*Diogenes*)
- 10 **Jussi Adler-Olsen:** Schändung (*DTV*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

## Apropos: Cheeta

Hollywood liebt Mythen und das Affentheater drum rum – besonders bei Tieren, weil die so schön menschein oder, genau besehen, die menschliche Seele erst richtig zum Schwingen bringen. Kinder an der Seite von Flipper, Fury, Lassie als ihre wahren Freunde waren (und sind) das Nonplusultra höchster Rührbarkeit und romantischer Sehnsüchte. Gipfel dieser Traumseligkeiten war die schnurrige Savannasaga «Daktari»; da war gleich alles versammelt, vom Löwen bis zur Python.

Auch wenn das animalische Gewese aus Schnittmaterial anderer Filme bestand. Cheeta, der treue Wegbegleiter des grossen Kindes Tarzan, den Johnny Weissmüller verkörperte, setzte sich aus einem halben Dutzend Schimpansen zusammen. Es entbehrt deshalb nicht einer goldigen Hollywood-Mythisierung, dass kurz vor Jahresende – fast gleichzeitig mit dem Dahinscheiden des ewigen «Lustige Witwe»-Hallodris Jopi Heesters – eine Legende aus dem Traumfabrik-Gehege im Alter von achtzig Jahren an Nierenversagen gestorben sei: Tarzans unersetzlicher Kumpel Cheeta!

Unfassbar bei einem Tier, von dem die Affologen sagen, es lebe gerade mal vierzig Jahre! Anders gefragt: Warum musste Cheeta überhaupt sterben? Weil sich Hollywood zum «Planet der Affen» gemeldet hat? Die Trickserien in den dreissiger Jahren kannten noch kein Motion-Capture-Verfahren, und die Tier-Dresseure waren froh, wenn sie dem einen Affenexemplar das Grinsen und dem anderen das Öffnen des Kühlschranks im Baumhaus beigebracht hatten. Vielleicht musste deshalb von Cheeta endgültig Abschied genommen werden. Vielleicht aber wurde was falsch verstanden, weil jemand von *cheater* (Betrüger) sprach. *Wolfram Knorr*

## Literatur

# Glausers Güllen

Wie in Trance zeichnet ein Film das Leben des morphiumsüchtigen Schriftstellers und Fremdenlegionärs Friedrich Glauser nach. Dabei war sein Blick auf die Schweiz glasklar. *Von Rico Bandle*

Vierzehn Jahre alt war Friedrich Glauser, als sein Vater ihn in die Schweiz schickte. Aus dem Gymnasium in Wien war er rausgefliegen, und zu Hause wurde ihm unterstellt, die Haushaltskasse geplündert zu haben. Im Landerziehungsheim Glarisegg, Kanton Thurgau, sollte der querulantische Bube auf rechte Bahnen gebracht werden. Doch daraus wurde nichts. Der Junge dröhnte sich mit Äther und Chloroform zu, legte sich mit den Lehrern an, verschuldete sich bei Mitschülern, unternahm seinen ersten Selbstmordversuch. Nach zwei Jahren wurde er aus dem Heim ausgeschlossen.

Die Schweiz blieb zentral in Glausers Leben. Zwar war er in Wien aufgewachsen, über seinen Schweizer Vater besass er aber das hiesige Bürgerrecht. Seine österreichische Mutter starb bereits, als Glauser vier Jahre alt war.

Vom Thurgau ging die Reise weiter nach Genf, auch das dortige Collège brachte er nicht zu Ende: Er tauchte ab, nachdem er sich über einen Gedichtband eines Lehrers lustig gemacht hatte und sich vor Repressalien fürchtete. Glauser zog nach Zürich, schloss sich den Dadaisten an, pflegte einen ausschweifenden Lebenswandel, spritzte sich Morphium, wechselte dauernd sein Zimmer. Der Vater, mittlerweile Französischprofessor in Mannheim, beauftragte die Polizei, seinen Sohn zu observieren. Auf Betreiben des Vaters wurde Glauser am 18. Januar 1918 entmündigt.

Einen Grossteil des Lebens verbrachte Glauser fortan interniert in Irrenanstalten, zum Teil auch in Gefängnissen. Die Schweiz setzte er gleich mit Entmündigung, Eingesperrtsein. Im Ausland erhoffte er sich etwas Luft. Dem Teufelskreis entkommen sollte er 1921 über die Fremdenlegion: «Der Vater hat gemeint, die Fremdenlegion wird die Rettung sein. Er hat mich hingebacht bis zum Rekrutierungsbüro», schrieb er später. Und: «Die Legion ist hundert Mal vorzuziehen einem Aufenthalt in einem Schweizer Irrenhaus.» Zwei Jahre war er in Nordafrika stationiert, dann wurde er wegen eines Herzleidens ausgemustert. Die Psychiatrie-Karriere konnte weitergehen. Die Zeiten in Freiheit zwischen den Klinikaufhalten, zwischen Entzügen und Rückfällen, wurden kürzer.

Umso erstaunlicher ist, wie klar Glausers Blick trotz allem geblieben ist. Die Journalistin Martha Ringier, die in engem Kontakt mit Glauser stand, schrieb über ihre erste Begegnung mit dem Schriftsteller in der Klinik Waldau 1935: «Er sah weder krank noch depri-

miert aus, war gepflegt und gutaussehend. Ich wundere mich, wie er auf allen Gebieten beschlagen war und überall auf dem Laufenden, so, als ob er nicht in einer geschlossenen Anstalt lebe, sondern mitten in unserer betriebsamen Welt.» Diesen Eindruck erhält auch, wer Glauser liest: In einer einfachen, bildhaften Sprache vermag er die Atmosphäre, das Denken der Menschen in den Schweizer Dörfern und Städten präzise einzufangen und wiederzugeben.

### Maigret, Studer, Bärlach

In seinem ersten Studer-Krimi, «Wachtmeister Studer», kommt es in einem Dorf namens Gerzenstein zu einem Todesfall. Gerzenstein steht für das Schweizer Durchschnittsdorf – in dem allerdings etwas faul ist. Niemand sagt ganz die Wahrheit, jeder deckt den anderen: Man hat ein Komplott geschmiedet, um an die Lebensversicherung eines Alkoholikers zu kommen. Studers Ermittlungen werden hintertrieben, das Dorf hält zusammen.

Eine Gemeinschaft vertuscht einen Mord; sogenannte ehrliche Bürger verlieren jeglichen Skrupel, wenn Geld und Macht in Aussicht stehen. Man schweigt, um den Dorffrieden nicht zu gefährden, wer auspacken will, wird unter Druck gesetzt. Der Kern der Geschichte erinnert stark an Dürrenmatts «Besuch der alten Dame», wo die Bewohner Güllens in ihrer Geldgier kollektiv einen Mann umbringen.

Ob sich Dürrenmatt von «Wachtmeister Studer» inspirieren liess, wird nie geklärt werden können. Dürrenmatt distanzierte sich zeitlebens von Glauser, jedoch nicht hinsichtlich der «Alten Dame» – dieser Link wurde nie hergestellt –, sondern hinsichtlich seiner eigenen Krimis. Dürrenmatts Kommissar Bärlach erinnert dermassen stark an Wachtmeister Studer, dass Peter Rüedi in seiner Dürrenmatt-Biografie den Schriftsteller bezichtigt, die Unwahrheit gesagt zu haben, als er 1975 behauptete, er habe Glauser zur Bärlach-Zeit gar nicht gekannt: «Es ist schwer vorstellbar, dass dem kinobesessenen Gymnasiasten Dürrenmatt 1939 ausgerechnet Leopold Lindtbergs Verfilmung von Glausers «Wachtmeister Studer» mit Heinrich Gretler in der Hauptrolle entgangen sein soll.» In diesem Sinne ist nicht auszuschliessen, dass Gerzenstein tatsächlich das Vorbild Güllens war – bei allen Unterschieden zwischen dem Theaterstück und dem Kriminalroman.

Glauser seinerseits hat nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass sein Wachtmeister Stu-



*Dürrenmatt distanzierte sich von ihm:* Schriftsteller Glauser, 1938.



*Zwischen Entzügen und Rückfällen:* Buchcover.



*Sehnsucht nach dem profanen Leben:* Glauser mit seiner Freundin Berthe Bendel in Paris, gezeichnet von Hannes Binder.

der ein grosses Vorbild hat: Kommissar Maigret von Georges Simenon. Der Fahndungswachtmeister Studer von der Kantonspolizei Bern ist ein älterer, wohlgenährter Herr mit Schnauz und einer Brissago-Zigarre im Mund. Die Beschreibungen aus der Umgebung von Bern kann der Autor kaum vor Ort recherchiert haben. «Glaser hatte gar nie Zeit, die Region kennenzulernen. Er lebte zwar mehrere Jahre in und um Bern, war aber fast immer in einer Anstalt interniert», sagt Frank Göhre, der in den 1980er Jahren die Glaser-Krimis neu herausgebracht hat und zu den besten Kennern des Schriftstellers gehört.

Auch die dialektgefärbte Sprache ist Ausdruck von Glasers ausserordentlicher Beobachtungsgabe. Bis er vierzehn Jahre alt war, lebte Glaser in Wien, der Vater kam aus der Westschweiz, mit ihm korrespondierte er auf Französisch. Glaser selbst hat kein waschechtes Schweizerdeutsch gesprochen, schon gar kein Berndeutsch. Und trotzdem gibt man sich in seinen Büchern eins auf den «Gring», streicht «Anken» aufs Brot, anstatt einer Affäre hat man ein «Geschleipf», gewisse Dinge sind für Wachtmeister Studer einfach nur «Chabis».

#### «Schundromane»

Glaser war ein Leben lang auf der Suche nach Anerkennung, sei es vom strengen, prügeln den Vater oder vom Publikum. Ihm war aber bewusst: Sein Aussenseiterdasein machte ihn auch interessant. Er grenzte sich explizit vom Establishment ab: «Ich schreibe nicht für die Elite. Die Elite kann mir gestohlen bleiben.» Er schreibe seine Geschichten für die Kameraden, Gärtner, Gehilfen oder Reisende. Er gefiel sich darin, sich gegen etablierte Vorstellungen aufzulehnen: «Wir werden nie die Grenzen ziehen können zwischen geisteskrank und normal. Ihr da draussen merkt das gar nicht.» Auf die Krimis umgemünzt, hiess das: «Verbrechen sind Alltäglichkeiten und Verbrecher sind Alltagsmenschen.» Das sagte einer, der wegen Drogenkonsums, Beschaffungskriminalität und der Fälschung von Arztrezepten immer wieder mit dem Gesetz in Konflikt kam.

Seine Krimis bezeichnete Glaser gerne als «Schundromane», sich selbst als «halbverachteten Kriminalchriftsteller». Bei allen Drogenexzessen: Glaser verlor nie die Bodenhaftung. Umso befremdlicher erscheint der neue Kino-Dokumentarfilm von Christoph Kühn, der Glasers Leben erzählt, als spiele sich alles in Trance ab. Die «magische Entdeckungsreise» (Eigenwerbung) ist unterlegt mit einem meditativen Soundteppich, die Bilder erinnern oft an Traumszenen. Diese Mystifizierung Glasers mag so gar nicht zu dem erdigen und rastlosen Dasein des Autors passen. Glasers bevorzugtes Publikum aus dem Arbeitervolk würde diese abgehobene Zeitreise mehrheitlich wohl keine fünf Minuten aus-

halten: zum Beispiel wenn Glasers bärtiger Vater als Moses inklusive der Steinplatten mit den Geboten gezeigt wird, nur weil Glaser den Moses-Vergleich einmal angestellt hat.

Wohlthuend sind die eingefügten Interviewpassagen, insbesondere jene mit Glasers letzter Freundin Berthe Bendel. Im 1975 aufgenommenen Interview erzählt die ältere Dame, wie Glaser jeweils nach einer durchgearbeiteten Nacht an der Schreibmaschine völlig unterkühlt zu ihr unter die Decke kroch – dabei funkeln ihre Augen, als wäre sie noch immer frisch verliebt. Sie zeigt: Glaser war nicht in erster Linie ein von Wahnvorstellungen verfolgtes Genie, sondern ein Mensch mit ganz profanen Wünschen und Sehnsüchten.

Seine ganze Lebenserfahrung – Glaser arbeitete zeitweilig als Kohlebergwerksarbeiter



Heinrich Gretler in «Wachtmeister Studer», 1939.

in Belgien oder als Gärtner – fliesst in seine Romane und Kurzgeschichten ein. Besonders erwähnt seien «Matto regiert», ein Studer-Krimi, der in einer psychiatrischen Anstalt spielt, und vor allem der Fremdenlegionsroman «Gourrama», das literarisch wohl herausragende Buch Glasers.

#### Kurz vor dem Ziel kollabiert

Wie bei anderen Aussenseiterfiguren, zum Beispiel dem Schriftsteller Robert Walser oder dem Künstler Adolf Wölfl, besteht auch bei Glaser die Tendenz, ihn nach dem Tod im Übermass hochzustilisieren. Dabei darf nicht vergessen werden: Glaser hat seine Bücher unglaublich schnell geschrieben, alle fünf Wachtmeister-Studer-Krimis und viele Kurzgeschichten entstanden innerhalb von drei Jahren, veröffentlicht wurden sie zuerst als Fortsetzungsromane in Zeitschriften. Das

Tempo ist den Büchern anzusehen; der Junkie, der sich nicht allzu lange auf ein Projekt konzentrieren konnte, bleibt spürbar. Wie rasch Glaser arbeiten konnte, zeigte sich, nachdem in einem Zug sein Manuskript zu «Der Chinese» gestohlen worden war. Der Schriftsteller wollte das Werk bei einem Literaturwettbewerb einreichen, entsprechend stand er unter Zeitdruck. Innerhalb von neun Stunden diktierte er das gesamte Buch aus seinem Gedächtnis, konnte noch rechtzeitig abgeben – und gewann den Wettbewerb.

Die Leistung Glasers ist nebst seiner Sprache und seiner Beobachtungsgabe insbesondere darin zu sehen, dass er als erster Krimiautor im deutschsprachigen Raum einen knorrigen, väterlichen Kommissar eingeführt hat, der seine Macken hat, sich von seinem Instinkt treiben lässt und auch Fehler macht. Heute sind solche Figuren gang und gäbe, ob im «Tatort» oder bei grossen internationalen Krimiautoren wie Henning Mankell oder Petros Markaris.

Glaser's Wachtmeister Studer wurde oft daraufhin interpretiert, dass der Autor ein Gegenbild zu seinem Vater schaffen wollte. Studer ist einfühlsam, verständnisvoll, mit einer intakten Familie und trotzdem aufmüpfig, wenn es der Gerechtigkeit dient. Ein Mann, der aus dem Bauch heraus handelt und auch bei seinen Analysen mit beiden Füßen auf dem Boden bleibt: «Zu einem Mord gehört ein Schuldiger wie der Anken aufs Brot. Sonst reklamieren die Leute.»

Glaser sehnte sich nach einem normalen, gutbürgerlichen Familienleben – wie es sein berühmter Wachtmeister führte. Jahrelang kämpfte er dafür, Berthe Bendel heiraten zu dürfen und die Eheunfähigkeitsbescheinigung, die er einmal unterschreiben musste, aufheben zu lassen. Und er träumte davon, endlich einen «grossen Roman» zu schreiben. Und zwar nicht irgendeinen Roman, sondern einen «grossen Schweizer Roman». Und das, obwohl er in seinem Ärger von seinem französischen Exil aus einmal geschrieben hatte: «Mit der Schweiz soll man mich verschonen. Ich weiss, wie erstickend die Luft da auf mich wirkte. Sie ist nie meine Heimat geworden.»

An seinem 42. Geburtstag, zehn Monate vor seinem Tod, entschloss sich Glaser noch einmal zum Entzug in einer Basler Klinik. Seine tägliche Dosis an Opiumtinktur lag damals bei dreissig bis vierzig Gramm. Und trotz allen Widerständen gelang es ihm, die Eheschliessung in die Wege zu leiten. Kurz vor dem Ziel, am 6. Dezember 1938, dem Vorabend der Hochzeit, brach Glaser zusammen. Dreissig Stunden hat er noch – bewusstlos – geatmet, alle Rettungsversuche waren vergebens.

**Glaser.** Ein Film von Christoph Kühn mit Zeichnungen von Hannes Binder. 75 Minuten. Im Kino

# Es wuchert die Berserker-Auftrumpferei

Die Traumfabrik sucht ihr Heil in immer kolossaleren Superhelden-Inszenierungen. Rund ein Dutzend solcher Filme kommt demnächst ins Kino – natürlich in dreidimensionalem Format.

Von Wolfram Knorr



Gefundenes Fressen für die Filmindustrie: vereinte Comic-Helden.

Der Kosmos entstand aus unvorstellbarer Gewalt und Blutschande: Uranos (Himmel) begattete Mutter Gaia (Erde), woraus die Titanen hervorgingen, unter ihnen Kronos. Uranos hasste seinen Nachwuchs und stopfte ihn zurück in Gaias Leib. Sie stieß ihn wieder aus und schwor Rache. Filius Kronos kastrierte den Vater, krallte sich Schwester Rhea und zeugte mit ihr die nächste Titanen-Clique: Demeter, Hades, Poseidon, Zeus et cetera. Auch Kronos verabscheute seine Abkömmlinge und frass sie einfach auf, bis auf Zeus, den hielt die Mutter auf Kreta versteckt. Nach seiner Rückkehr beutelte er Kronos so lange, bis er die Geschwister wieder ausspie. Darauf folgten heillose Kämpfe, die mit Gewaltenteilung endeten: Poseidon erhielt das Meer, Hades die Unterwelt, Zeus den Himmel.

Dann machten die verdammten Menschen Ärger. Zeus liess den Schmied Hephaistos die schöne Pandora formen und schickte sie mit allen Plagen in einer Büchse unter die Menschen. Prometheus, Sohn des Titanen Iapetos und Menschenfreund, so geht eine der vielen Versionen, schloss in der Büchse alle Übel weg, um sie von den Menschen fernzuhalten. Doch Zeus war stinksauer, weil Prometheus das Feuer gestohlen und den Menschen gegeben hatte. Also benutzte er Pandora, von Aphrodite und Athene zur Femme fatale geschult, als Lockvogel. Das erste Mannsbild öffnete, Freud sei's geklagt, die Büchse – und schon ging das Inferno in die nächste Runde.

Alles Hollywood oder was? In «Clash of the Titans» hauen sich Perseus und Kronos die

Schädel ein, in «Immortals», kürzlich in den Kinos, sind es Hyperion und Zeus, in «Thor» ist es zur Abwechslung mal der nordische Donnergott, und in «Green Lantern» ist der Kosmos grün und deshalb schwer gefährdet. Mag Conan ein sehr irdischer Titan sein, sein Habitat ist trotzdem nicht von dieser Welt. Es herrscht im Kino ein Trend zu wild wuchernder Berserker-Auftrumpferei, zu Muskelbergen, die wie getunte Offroad-Kompakt-Karosserien über die Leinwand karriolen. Der Frauenkörper wird längst nicht mehr alleine vermarktet. Seit weibliche Body-Barden behauptet haben, Muskeln seien nicht geschlechtsgebunden, konnte – Arnold Schwarzenegger sei Dank – der Macho rasch demonstrieren, dass seine Muckis um einiges gewaltiger sind. >>>

Dabei waren die US-Superhelden mal adrett, auch physisch von ziviler Gestalt, aber wohl deshalb schon fast auf dem Altenteil. Der Fitness- und Dopingstress begann auf dem Strich unter Federführung von Frank Miller, dem grössten Rabulisten der *Graphic Novels*. Monumentalisiert und kolossalisiert, waren die neuen Mannsbilder weit weg von ihrer naiven, idealistischen Anfangszeit. Anders als ihre antiken Vorfahren sind sie Sprösslinge einer entzauberten, mechanisch gewordenen Welt. Sie sind entwurzelt, entfremdet, Produkte der Naturwissenschaft: Einsame, Gezeichnete, Verlorene. Um sie ein wenig zu mystifizieren, verlieh man ihnen eine doppelte Identität, ganz in der Tradition von Trivialromantikern wie Zorro. Ihr «Olymp» ist meist ein spiessiges Heim, wie die Farm des Ehepaars Kent für Superman.

### Jagd auf Hitler

1940 gilt als ganz besonderes Jahr, in dem die Heroen wie ein Meteoritenschauer auf die Menschen niederkamen und die Comicseiten der Printmedien zum Funkeln brachten. Einer aus der bunten Schar war Flash, Merkurs Wiedergeburt, Gott der Geschwindigkeit. Er hiess Jay Garrick und war Chemiker. Er experimentierte mit schweren Wasserdämpfen und mutierte zum rasenden Roland. Höhepunkt seiner Karriere war die Rettung der US-Stromversorgung: Er sitzt in einem Laufrad und trampelt. Sonst rennt er mit Lichtgeschwindigkeit. Auch Captain Marvel, Hawkman, Shield, The Shadow und viele mehr hatten ihre schicksalhaften Kollisionen, die sie zu Super-spezialisten mutieren liessen.

Vor 1940 hatte ein gewisser Jerry Siegel die verwegene Idee von einem totalen Überflieger; nur getraute er sich lange nicht, seinen Pubertätstraum vom fliegenden Helden irgendjemandem anzuvertrauen. Ende der dreissiger Jahre fand er doch den Mut und erzählte dem Freund und Zeichner Joe Shuster davon: «Ich dachte an eine Figur, die Samson, Herkules und alle starken Männer, von denen ich gehört hatte, zusammenfasst. Er sollte von einem fernen Planeten kommen und in einer normalen Umgebung leben; also nicht wie die Science-Fiction-Helden, die in den Weltraum abheben.» Für die Umsetzung des Heros liess sich Shuster von seinem Idol Douglas Fairbanks inspirieren, von dessen leichtfüssiger Eleganz und Outfit (Umhang, Strumpfhose, Stiefel.)

Superman sollte von niemandem überboten werden können. Wer vorher Wundersames vollbracht hatte – The Phantom, Flash Gordon», Mandrake et cetera –, war, gemessen an Siegels Omnipotenz-Traum, eine Trantüte. Superman wurde – wie Zeus – Generalist. Er besitzt Teleskopblick, Röntgenblick, Mikroskopblick, Supergeschwindigkeit, Superpuste, Hitzeblick, Supergehör, freien Flug durch alle Galaxien. Bürgerlich ist er Clark Kent und



Neuster Batman: «The Dark Knight Rises», 2012.



Im Führerbunker: «Captain America», 1941.



Generalist: Superman in «Man of Steel», 2013.

Journalist, was in einem Printmedium, in dem er das Licht der Welt erblickte, sehr praktisch ist (bald muss er in die Online-Redaktion).

Der geballte Auftritt herkulischer Kerle war, wie schon erwähnt, 1940 kein Zufall. Jenseits des Atlantiks hatte der real existierende «Supergauner» Adolf Hitler geltende Gesetze ausser Kraft gesetzt. Es herrschte Krieg in Europa, und die USA waren gespalten. Die Isolationisten wollten sich raushalten, die anderen den Alliierten beispringen. Die Printmedien machten auf ihren Comicseiten unverblümt mobil und schickten ihre Flachmänner an die Front. Das war durchaus als Appell gedacht. Das Konzept der Doppelidentität erwies sich in der Kriegsbeitritts-Debatte als ideal.

Alltag und Ordnung sind Voraussetzung für Arbeitsplatz, Sicherheit und Familie; das will niemand aufs Spiel setzen. Es gibt aber Situationen, in denen man den Alltag verlassen und prinzipielle Entscheidungen treffen muss, um die Ordnung zu erhalten und sich von Typen wie Hitler nicht zerstören zu lassen. Die Superhelden zeigten, wie's gehen muss.

### Superman in Genf

1939 lieferten Siegel und Shuster der Illustrierten *Look* einen Comic, der zeigte, «wie Superman den Krieg beenden würde»: Er greift sich ruck, zuck Hitler und Stalin und zerrt sie zu den Vereinten Nationen nach Genf; dort werden sie zu den grössten Verbrechern erklärt. Als Clark Kent sich bloss aufs Schreiben zu beschränken, hätte zu nichts geführt.

Noch im gleichen Jahr bot das Team Joe Simon und Jack Kirby dem Marvel-Comics-Verleger Martin Goodman eine Figur an, die der Wirklichkeit «näher» sein sollte, wobei sie, so Simon, «erst einen Bösewicht hatten: Adolf Hitler». Dem konnte man nur einen superpatriotischen GI entgegenstellen. Der musste – eine Variante der Doppelidentität – ein Hängling sein, der zwar zum Militär will, aber aufgrund seiner körperlichen Unzulänglichkeit ausgemustert wird, dafür bereit ist, sich als Versuchskaninchen einem gewagten Experiment anzudienen: einen Supersoldaten aus sich zu machen. Das Experiment gelingt, und Captain America stürmt den Führerbunker und verhindert in letzter Sekunde Hitlers Vernichtungsschlag gegen die USA.

Das war die goldene Ära der US-Titanen, mit Superman an der Spitze, der sich jeden Nazi griff. Goebbels soll daraufhin bestimmt haben: «Superman ist Jude.» Nach dem Sieg knockten die Superhelden im Kalten Krieg die Kommunisten aus. Batman, eine interessante Alternative zu Superman, ist kein Asylbewerber wie Superman, der von einem Planeten fliehen musste, sondern Sprössling eines Industriemagnaten. Als Kind sah er mit an, wie seine Eltern ermordet wurden. Seitdem hat Bruce Wayne seinen Lebensinhalt ganz in den Dienst der Ordnungserhaltung gestellt. Auch er



kämpfte gegen Nazis und dann gegen Kommunisten – aufgrund seiner Nachtaktivitäten vor allem gegen Spione.

Bald wimmelte es von Bizarrerien und Trittbrettfahrern wie Captain Courageous. Die Superhelden wurden immer irrer. Green Lantern, Captain Atom, Ant-Man, Hulk, Magnus – Robot Fighter, Iron Man, Dr. Strange. Und wenn schon Superman nicht zu toppen war, erfand man halt Boygroups wie The Newsboy Legion oder Teen Titans und richtig handfeste Zünfte, von der Justice League of America und den Fantastic Four über die Challengers of the Unknown, X-Men, Legion of the Super-Heroes bis zu Metal Men und The Avengers.

Es war abzusehen, dass die 68er Generation sie in Underground-Comics als aufgeblasene Knilche verspottete. Im Vietnamkrieg, dem ersten Rock-'n'-Roll- und Fernseh-Krieg, wirkten die Superkracher im unklaren Frontverlauf des Dschungels deplatziert. Ein führendes Revoluzzer-Organ lehrte sie schliesslich das Fürchten: Aus *Heavy Metal* erhob sich dämonisierte, schwüle Nacktheit, Horror und Erotik. Animalisch barbarisch Conan-artige Rüpel, in Leder und Eisen und Fell gegürtet, trampelten mit grossbrüstigen Weibsbildern durch wüste, kaputte Welten. Mutanten aus dem Schwert-und-Magie-Kosmos ramponierten das Image der gestriegelten Superhelden. Es war Zeit, sie wieder aufzurichten. Zu den Erneuerern gehörte Stan Lee (Marvel), der die Heroen mit komplexen Charakteren ausstattete.

Frank Miller («Batman – The Dark Night Returns», «Sin City») radierte ihnen rabiat den possierlichen Idealismus aus und strich ihnen dafür gigantische Körperlichkeit an, unter der die Doppelidentität litt; sie wurde zum Fluch. Die Wiederaufbereitung der Helden vollzog sich – Zufall oder nicht – in der postheroischen Ära, in der zwar «Superstars» («DSDS») und «Supertalente» auf allen Kanälen gesucht werden, aber nur, um sie öffentlichem Spott auszusetzen. Die Idolisierung wurde zur Lachnummer. Für die wahren Superhelden eine Qual.

Die Rundumerneuerung der Titanen wird auch «Modern Age» genannt, dominiert von Frank Millers rigorosem Strich. Die Filme, wie Christopher Nolans «Batman Begins», vertieften die Konflikte der Superhelden, um ihnen mehr Glaubwürdigkeit zu geben. Die Welt wird immer bösser, aber sie, die wirklich reinen Tisch machen könnten, stehen sich auf einmal selbst im Weg und werden zu physisch gestählten Hamlets: Sind sie verrückt in ihren grotesken Kostümen, von denen sie nicht lassen können, oder täuschen sie den Irrsinn mit ihren Maskeraden nur vor?

Wie bei den antiken Göttern kommt der wahre Feind aus den eigenen Reihen. Der Superbösewicht, völlig frei von Skrupeln und

Selbstzweifeln, hat die Schwächen seiner Widersacher schnell durchschaut und verhöhnt sie, indem er das Kostüm- und Maskenspiel ins Schauerlich-Groteske überdreht. Der Supersturke ist intelligent und ein infernalischer Humorist. Damit verunsichert er den puritanischen Heros, weshalb die Showdowns der Titanenkämpfe sich in superwilde Superorgien der Supergewalt steigern. Es ist der Hass auf den bösen Hedonisten und der Hass des Lebemanns auf die ordnungsversessene Prüderie. Im Grunde will der Super-*bad guy* den Kosmos wieder zerhauen, um ihn nach Lust und Laune neu zu gestalten.

### Flut von Titanen-Filmen

Die Kolossal-Ästhetik der Graphic Novels, auch inspiriert vom Schwulst-Stil Cornelis van Haarlems («Sturz der Titanen», 1588), musste die Traumfabrik, technikvernarrt seit eh und je, herausfordern – weshalb ein Ende der Titanen-Filme so bald nicht abzusehen ist. Neben einem neuen Spider-Man («The Amazing Spider-Man»), Batman («The Dark Knight Rises»), Superman («Man of Steel»), «Dredd», «Jack the Giant Killer», der «Justice League» und «The Avengers» folgt ein weiterer «Clash of the Titans» – und alles dreidimensional. Ridley Scott («Gladiator») hebt sich hinauf in die SF-Fantasy («Prometheus»), James Cameron mit «Avatar 2» auch, selbst Edgar Rice Burroughs' trashigster Roman «Tarzan», den er aus guten Gründen unter Pseudonym veröffentlichte, ist für Hollywood zum gefundenen Fressen geworden: «John Carter of Mars» erzählt von einem Bürgerkriegshelden, der auf den Mars teleportiert wird und sich gegen Super-Hotzenplotz-Conans behaupten muss. Kein noch so abwegiger Geschmacksirrtum wird ausgelassen, um den Augenfutter-Appetit zu steigern.

Neu ist dieses Spiel natürlich nicht; ob in Stummfilmzeiten («Cabiria») oder in den fünfziger und sechziger Jahren («Der Koloss von Rhodos»), das Medium zeigte schon immer gerne die Muskeln seiner Trickkunst – und am liebsten an wirklichkeitsfernen Stoffen. Mit 3-D und CGI-Technik (Computer-Generated Imagery) stehen endgültig Tür und Tor zu den verwunschesten Fantasy- und Mythen-Nischen sperrangelweit offen.

Frank Miller, der Antreiber der Entwicklung («300»), hat mit seinem jüngsten Graphic Opus, «Holy Terror», die Gewalt- und Bilder-Schraube noch mal angezogen und hat wieder ein klares Feindbild: den Islam. Sein neuer Superwüstling namens Fixer macht mit Suizidbomben und anderen muslimischen *bad guys* sehr kurzen Prozess. Konnten Uranus und Co. den Kosmos nur mit Gewalt erschaffen, muss jetzt der Kosmos mit Gewalt geschützt werden – auf jeden Fall der Kino-Kosmos; und das geht bekanntlich am besten mit der Titanen-Meute. ○

## Jazz

# Mutter Courage der wilden Señoritas

Von Peter Rüedi

Irene Schweizer im grossen Saal der Zürcher Tonhalle, das ist wie Maurizio Pollini in der Roten Fabrik. Die grosse Zürcher Pianistin mit Schaffhauser roots ist so sehr das Gegenteil eines klassischen Konzertsaal-Ambientes, so sehr eine Ikone der Alternativszene, dass ihr Gradus ad Parnassum erst einmal gewöhnungsbedürftig ist. Yeah, für uns alle, aber auch für sie selbst. Dabei konnte sie sich an grosse Podien schon gewöhnen, im Schauspielhaus 2001 und im KKL Luzern 2005. Dennoch, in philharmonische Ruhmeshallen passt diese Mutter Courage aller wilden Señoritas wie die Faust aufs Auge. Die Schweizer passt in kein kleines Schwarzes. Sie ist zwar im Vergleich zu ihren infernalischen Free-Jazz-Tagen ruhiger geworden, «formbewusster» vielleicht auch (was nur heisst, dass sie Form bewusster einsetzt und positiv formuliert, wo sie früher erst einmal die Altbauten zum Einstürzen brachte und dann zusah, was die Natur zwischen den Trümmern an Neuem austrieb). Von klassischer Dämpfung allerdings keine Spur. Wo ihr hochenergetisches Powerplay früher auch etwas von Gewaltausübung haben mochte, ist sie jetzt subtiler geworden, scheut auch Modulationen nicht (diese Art Trugschluss am Ende ihres Stückes «Hüben ohne drüben»!), lässt zauberische Melodien aufblühen oder fegt fein ausziselierte kleine Fragmente über die Tastatur – gelegentlich bis an den Rand einer dadaistischen Exzentrik. Dann wieder kommt sie ungeniert in kraftvollen Ostinati auf Einfaches zurück, auf bluesige Angelegenheiten zum Beispiel. Sie scheut auch (nie unterwürfige) Reverenzen an wichtige Idole ihrer musikalischen Formation nicht: Thelonious Monk, Carla Bley, Dollar Brand. Eine der schönsten Eigenkompositionen ist Don Cherry gewidmet. Hörbar wird, was ihre Hochspannungskunst früher zuweilen überpowerte: Die Lady hat Humor.

Besonders deutlich zeigt sich der (Manfred Papst bemerkt es in seinen *liner notes*) in den unvergleichlich lapidaren Schlüssen, eigentlichen kleinen Abstürzen, zu vergleichen mit den Nicht-Pointen, mit denen Karl Valentin seine Nummern zur Strecke brachte. Fabelhaft.



Irene Schweizer: To Whom It May Concern. Piano Solo, Tonhalle Zürich. Intakt CD 200

## Top 10 des Jahres 2011

### Knorr's Liste

1	A Separation Regie: Asghar Farhadi	★★★★★
2	También la lluvia Regie: Icíar Bollain	★★★★★
3	Hereafter Regie: Clint Eastwood	★★★★★
4	Midnight in Paris Regie: Woody Allen	★★★★★
5	The Tree of Life Regie: Terence Malick	★★★★★
6	In a Better World Regie: Susanne Bier	★★★★★
7	Melancholia Regie: Lars Von Trier	★★★★★
8	Le Havre Regie: Aki Kaurismäki	★★★★★
9	The King's Speech Regie: Tom Hooper	★★★★☆
10	Carnage Regie: Roman Polanski	★★★★☆

### Kinozuschauer

1	Harry Potter 7.2 Regie: David Yates	515 930
2	The Hangover 2 Regie: Todd Phillips	506 735
3	Pirates of the Caribbean 4 Regie: Rob Marshall	496 215
4	The King's Speech Regie: Tom Hooper	434 545
5	Rien à déclarer Regie: Dany Boon	348 840
6	Rio Regie: Carlos Saldanha	336 300
7	Intouchables Regie: Olivier Nakache	303 014
8	Fast and Furious 5 Regie: Justin Lin	300 743
9	Black Swan Regie: Darren Aronofsky	298 913
10	The Twilight Saga 3.1 Regie: Bill Condon	278 584

Quelle: Procinema

### DVD-Verkäufe

1	Harry Potter 7.1 (Warner)
2	Pirates of the Caribbean 4 (Disney)
3	Fast & Furious 5 (Universal)
4	Hangover 2 (Warner)
5	Harry Potter 7.2 (Warner)
6	The Expendables (Impuls)
7	Rapunzel (Disney)
8	Kokowääh (Warner)
9	Ich – Einfach unverbesserlich (Universal)
10	Kinusköpfe (Sony)

Quelle: Media Control



Vorzüge der Verbrennung: Kremierungsfan Karl Kopfrkingl (Rudolf Hrusinsky).

### DVD

## Federleichter Abschaum

Eine ungewöhnliche Entdeckung auf DVD:  
«Der Leichenverbrenner», ein vergessenes Meisterstück  
aus der Zeit des Prager Frühlings. Von Wolfram Knorr

Milos Forman erhielt in den späten Sechzigern für den «Feuerwehrball» seine erste Oscar-Nominierung; Jiri Menzel wurde für «Liebe nach Fahrplan» mit einem Oscar ausgezeichnet, Jan Kadar und Elmar Klos für «Der Laden auf dem Korso». Auch Jan Nemeč («Diamanten der Nacht»), Vera Chytilová («Tausendschönchen») und andere gehörten zu einer Riege grosser Talente, die den tschechoslowakischen Film Mitte der sechziger Jahre bis zum Prager Frühling 1968 berühmt machten. Einer der Cineasten blieb im Schatten dieser ungewöhnlichen Nouvelle Vague, obwohl er mit Abstand den wohl bizarrsten und aufregendsten Beitrag schuf: Juraj Herz.

Erste Gründe dafür gab es – eigentlich – schon in der Studentenzeit. Während Forman und Co. an der Film- und Fernsehhochschule in Prag (Famu) Regie studierten, besuchte Juraj Herz das Puppenspielinstitut – und galt als nicht satisfaktionsfähig («Ein Puppenspieler ist kein Regisseur»). Das Image wurde er nie los, obwohl er 1968 – ausgerechnet im Jahr, in dem die Sowjets in die Tschechoslowakei einfielen – ein Meisterstück des Makabren lieferte: «Der Leichenverbrenner».

In mürbem Schwarzweiss und fantastisch klassizistisch verschnörkeltem Dekor schwärmt ein butterweicher Krematoriumchef und Familienoberhaupt, dessen morali-

sches Empfindungsvermögen durch seinen Beruf abgestumpft ist, von den Vorzügen des Verbrennens. Die neuen Besitzer beauftragen ihn deshalb am Ende, grössere Krematorien zu entwickeln.

«Der Leichenverbrenner» spielt in den dreissiger Jahren vor und nach der Nazi-Annexion. Nie aber tauchen Nazi-Uniformen auf, und immer ist nur von einer «Partei» die Rede, in die er eintreten müsse. Herz nutzte den historischen Hintergrund als schützende Folie. Der Film wurde trotzdem verboten. Einmal sagt Karl zu seinem Arzt: «Ich habe gehört, in den Grenzgebieten herrscht Ausnahmezustand. Das wird in Leid enden.» Darauf der Arzt: «Immerhin leben wir im Europa des 20. Jahrhunderts, in einer zivilisierten Welt.» Kremierungsfan Karl Kopfrkingl (Rudolf Hrusinsky, damals ein vielbeschäftigter Charakterdarsteller) schwärmt immer wieder von den Vorzügen der Verbrennung, die die «Seelen in den Äther steigen» lässt.

Während der Dreharbeiten glaubte man (noch) an ein Einlenken des Warschauer Pakts, was Herz' Einfälle beflügelte. Seine irrwitzige Mixtur aus Horror, Fantastik, Satire und schwarzem Humor, beeinflusst vom deutschen Expressionismus («Das Kabinett des Dr. Caligari»), erinnert zugleich an den schlitzohrig durchtriebenen Witz des Surrealisten Luis

Buñuel. Karl, ein sanftmütiges, irres Scheusal, schwimmt wie ein federleichter Abschaum eingebildeter Vornehmheit auf dem Sumpf ethischer Verkommenheit. Wenn er seine Familie ins Jenseits befördert (sie ist jüdisch) und von «Befreiung» bramabasiert, wird ein Gipfel grausigster Komik erklimmen.

Juraj Herz erzählt radikal aus subjektiver Perspektive, um das verzerrte, perverse Bewusstsein seines «Helden» sichtbar zu machen. Ein unglaublicher Film, eine Trouvaille, die dem kleinen, aber feinen DVD-Label Bildstörung zu danken ist, das den «Leichenverbrenner» in erstklassiger Qualität, begleitet von einem vierzigseitigen Booklet, auf den Markt gebracht hat.

**Der Leichenverbrenner.** Schwarzweiss, tschechisch, mit deutschen Untertiteln. Praesens

## Neu im Kino

**Drive** — Den Fluchtwagenfahrer, der von Unterweltlern angeheuert wird, gab's schon mal. Damals, in Walter Hills Western der Nacht «Driver», war's Ryan O'Neal. Auch er war ein Mann ohne Namen. «Drive» ist allerdings kein Remake, auch wenn manche Ähnlichkeiten schon frappant sind. Diesmal ist es Ryan Gosling («The Ides of March»), der den Mund nur selten aufmacht. Auch er ein Mann ohne



**Rasant, brutal:** «Drive» mit Ryan Gosling.

Geschichte, Familie, Freunde. Er meidet Gewalt, gerät aber genau in die hinein, beim Versuch, einer Nachbarin zu helfen. Der vielgepriesene Däne Nicolas Winding Refn («Walhalla Rising») hat die Story des Stuntfahrers, der nebenbei in den Nächten Fluchtwagen steuert, dicht, ganz im Stile der B-Pictures, rasant, aber auch ultrabrutal (wofür er bekannt ist) in Szene gesetzt. Das ist furioses Kino, bis auf eine Kleinigkeit: Den harten, durch und durch professionellen Schweiger mag man Ryan Gosling nicht abkaufen. Der wirkt höchstens wie ein Hochschulabsolvent, der Taxi fährt. ★★★☆☆

**Gatos viejos** — Beziehungsclich einer drogenkranken Tochter mit ihrer demenzkranken Mutter. Was mit viel schwarzem Humor beginnt, endet als Melodram. Der chilenische Film besticht durch das Spiel von Bélgica Castro als achtzigjährige Mutter, die ihre Wohnung mit den Katzen nicht an die raffgierige Tochter abgeben will. ★★★☆☆



**Schwarzer Humor:** «Gatos viejos».

**The Darkest Hour** — Aliens besuchen gerne L.A., New York, Chicago; auch Kleinstädte der USA sind beliebt – aber Moskau? Jaaa!!! Seit Russlands Metropole zur Hochburg des Kapitals mit US-Firmen wurde, machen sie auch dort Randalen. Vorläufig allerdings grottschlecht. ★☆☆☆☆

## Fragen Sie Knorr

**Wann ist eigentlich ein Remake kein Remake mehr?** B. K., Rorschach



Von Howard Hawks («Rio Bravo») stammt die erhellende Erkenntnis, dass jeder gute Film schon einmal gedreht worden ist. «Neue Geschichten gibt es nicht. Es kommt nur darauf an, wie man sie neu verfilmt.» Immer in Übergangszeiten (vom Stummfilm zum Tonfilm, vom Schwarzweiss- zum Farbfilm, Cinemascope zu 3-D etc.) kommt es zu Remake-Schwemmen. Zunehmend wehren

sich aber auch Regisseure und Autoren gegen den Remake-Vorwurf und bestehen auf Neuinterpretationen. Neu ist auch das nicht. Billy Wilders berühmter Komödie «Some Like It Hot» aus dem Jahre 1959 hat man nie vorgeworfen, ein Remake der französischen Komödie «Fanfare d'Amour» (1935) zu sein. Zu viel wurde geändert. Und zu dieser Masche greifen immer mehr: Man bedient sich der Grundkonzepte als Gerüst und baut neues Zeug rein.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# 140 000 Franken für Reto Lipp

Von Rico Bandle

Wer die angeblich hohe Belastung am Arbeitsplatz anprangert, hat Schlagzeilen auf sicher. «2012 wird das Jahr des Burnouts», sagte kürzlich der Luzerner Fachhochschul-Professor Jens Meissner – ein Satz, der in unzähligen Medien die Runde machte. Die «Eco»-Sondersendung über Arbeit vom letzten Montag schien in eine ähnliche Richtung zu gehen. Schon der Vorspann liess das Schlimmste erahnen: «Die hohe Arbeitsbelastung hat Folgen: 1,3 Millionen oder jeder dritte Erwerbstätige nimmt Medikamente, um trotz Krankheiten, Schmerzen oder Schlafstörungen arbeiten zu können.» Doch es kam anders. Die Arbeitnehmer machen das Burnout-Arbeitsbelastungs-Geschwafel nicht mit. Eine «Eco»-Umfrage bei 800 Arbeitnehmern ergab: 96 Prozent sind «zufrieden» oder «sehr zufrieden» mit ihrer Arbeit, mit dem Lohn sind es 85, mit dem Chef 91 Prozent.

Trotzdem fand «Eco» einen Professor, der den Leuten ein Burnout und «emotionale Instabilität» einzureden versuchte. Der Arbeitspsychologe Theo Wehner sagte ohne mit der Wimper zu zucken, in der Schweiz könne man die Wochenarbeitszeit auf zwanzig Stunden reduzieren, das hätten «Berechnungen» gezeigt.

Doch wie hält man das Publikum dreissig Minuten lang am Bildschirm, wenn man eine Problematik aufgreift, die für die Leute gar kein Problem ist? Mit einem einfachen Trick: Der Moderator Reto Lipp kündete zu Beginn der Sendung an, am Schluss seinen Lohn offenzulegen. Nebst der Präsentation der Umfrageergebnisse und der professoralen Deutungen überbrückte man die Zeit mit einem Gefälligkeitsfilmchen über SBB-Chef Andreas Meyer, der Kindern von seiner Arbeit erzählte und einem durchaus erhellenden Porträt einer Firma, in der die Löhne sämtlicher Mitarbeiter transparent sind. Fazit: Die Mitarbeiter seien glücklich damit, die Besten allerdings verlassen das Unternehmen, weil sich der Lohn am Durchschnitt orientiert.

Und Reto Lipp? Er verdiene rund 120 000 Franken im Jahr plus 20 000 Franken aus Nebenbeschäftigungen. Auch das ist nur mässig spannend.

«Eco»: Montag, 22.20 Uhr, SF 1

# Diesen Frauen gehört das neue Jahr

Eine Opernsängerin, eine Society-Lady, eine Journalistin und ein Popstar für 2012. Von Hildegard Schwaninger



Verheiratet mit einem Zürcher Zünfter: Opernsängerin Elena Mosuc.

Die Golfregion rüstet kulturell auf. In Abu Dhabi gibt es eine Kunstmesse, und in Maskat wurde letzten Oktober ein Opernhaus eröffnet. Mit Brimborium und Weltstar Placido Domingo, der die Puccini-Oper «Turan-dot» dirigierte. Für März ist die Sopranistin Elena Mosuc engagiert. Mozarts «Entführung aus dem Serail» wird aufgeführt, Mosuc singt die Konstanze. Für die Rumänin, die seit bald zwanzig Jahren in Zürich singt und mit dem Zürcher Juristen Christoph Hebeisen (seiner Familie gehörte der Käseladen Chäs Hebise am Rennweg, er ist in der Stadtzunft und singt im Opernchor) verheiratet ist, könnte es ein grosses Jahr werden. Im Juni singt sie an der Mailänder Scala in der Verdi-Oper «Luisa Miller», und im Sommer kommt ihre Lebenschance. Bei den Salzburger Festspielen gibt sie in «Ariadne auf Naxos» die Zerbinetta, die sie seit Jahren als «meine Rolle» bezeichnet. Gespielt wird die Urfassung, wo die Rolle der Zerbinetta viel länger ist und einen Ton höher gesungen wird. Wenn sie diese Killerpartie schafft, dann: Weltruhm. Für Zürich, wo sie gern öfter singen würde (sie ist gern zu Hause bei ihrem Mann in der Wohnung am Zollikerberg), hat sie unter dem neuen Intendanten Andreas Homoki (Start im September, Spielplan im Februar) vorläufig nur die Rolle der Alice im «Falstaff» und der Nedda in «Pagliacci», zwei Wiederaufnahmen, zu singen.

Irina Beller ist eine Ukrainerin, die dieses Jahr vierzig wird und dank ihrer Heirat mit dem Baulöwen Walter Beller (Swiss Casinos) vor elf Jahren finanziell bestens situiert ist. Nun, noch mehr als Geld wünschen sich die Menschen Ruhm, und so will auch die Millionärs-gattin die Anerkennung der anderen. Anders gesagt: Sie will berühmt werden. Da sie – jedenfalls in der Öffentlichkeit – nicht viel anderes tut als schöne Kleider tragen, versucht sie sich als Stilikone zu vermarkten. Mit Erfolg: Man sieht sie viel in «Glanz & Gloria» auf SF1. Einem Reporter der People-Sendung schnurrte sie ins Mikrofon: «Bin ich bestangezogene Frau in Society.» 2012 wird Irina Beller einen riesigen Schritt weiterkommen: Das Schweizer Fernsehen dreht für die Sendung «Reporter» einen Film über die Schönheit aus Kiew, die einen Schweizer Millionär beglückt. Und: Am Zürcher Opernball werden die Bellers, die prominente Freundschaften umsichtig pflegen, mit dem Walliser Sport-Reporter Rainer Maria Salzgeber und seiner Frau Chantal am Tisch sitzen.

Wissen ist Kapital, für Journalisten jedenfalls, und manchmal wundert man sich, mit welcher Chuzpe Kollegen dieses Kapital anzuzapfen versuchen. Zuza Speckert ist Journalistin und dank ihrer Heirat mit dem Geschäftsmann und Waag-Zünfter Xaver

Speckert mit der besten Zürcher Gesellschaft verwandt (ihre Schwägerin ist mit einem Ur-Enkel von General Wille verheiratet). Seit sechs Jahren betreut sie in der NZZ am Sonntag die Rubrik «Just married». Für ihren Beruf ist ihr, trotz hochkarätiger Verwandtschaft, nichts zu viel. «Jeden Samstag sitze ich im Stadthaus auf dem Bänkli, mit dem Block in der Hand, und warte auf die Brautpaare, die aus dem Heiratszimmer kommen, und frage um ein Interview.» Ein richtiger Knochenjob, den die hübsche Zuza da macht. Nun bekam Speckert ein Mail, das sie empörte. Eine Praktikantin der Annabelle schrieb der berühmtesten Hochzeitsreporterin der Schweiz, sie plane eine Reportage über «grosse Liebe», ob Speckert ihr nicht die Paare vermitteln könne. Speckert mailte zurück, ob es sich bei der Anfrage «um einen Witz» handle. Darauf die Praktikantin, naiv, es handle sich «selbstverständlich um keinen Scherz». Sie solle ihr erklären, warum sie die Anfrage so auffasse. Zuza Speckert, die mit Haus, Hund, Ehemann, zwei Kindern und «Anschaffen im Stadthaus», wie sie ihren Job nennt, genug zu tun hat, antwortete nicht.

Eiserne Junggesellen tun sich manchmal schwer mit dem Heiraten. So auch der Gastronom Wolf Wagschal, der jetzt in Silvaplana das «Nira Alpina» eröffnet hat (Besitzer ist der indische Hotelier MPS Puri, Geschäfts-



Verlobt: Monica Babilon, Wolf Wagschal.

führer Kai W. Ulrich, der vorher im «Badrutt's Palace» in St. Moritz war). Wagschal, der sein Alter mit 43 angibt, ist mit Monica Babilon verlobt, einer hübschen Endzwanzigerin aus der Slowakei, die im Duo Sugar & Spice als Sängerin auftritt. Vollmundig hat Wagschal angekündigt, dass er Monica in diesem Sommer heiraten wird. Auf einem Weingut in der Toskana, das einem Verwandten gehört. Jetzt wurde die Hochzeit auf einen unbestimmten Termin verschoben. Grund: Wagschals jüngere Schwester heiratet dieses Jahr. Wagschal: «Da will ich ihr nicht die Show stehlen.» Vorläufig lebt er mit Monica auch ohne Trauschein glücklich: in einem Haus in Stallikon, zusammen mit dem erst kürzlich erworbenen Kätzchen Uno.



## Mein Adler

**Unser Kolumnist beendet das Jahr am üblichen Ort, aber anders. Ausserdem erzählt er von einem lieben Zeitvertrieb.**  
*Von Mark van Huissing*

Vergangene Woche war ich in St. Moritz, ich wohnte im Hotel «Laudinella» (Stamm- sowie Genualesern dieser Spalte fällt auf: Die Worte «ich war Gast im...» respektive «Gast von...» kamen nicht vor). Das «Laudinella», sagte Hotelier Felix Schlatter, werde auch das «andere St. Moritz» genannt. Normalerweise wäre das für MvH ein Grund, nicht hinzufahren – er will nicht «anders» reisen, essen, schlafen, irgendetwas, sondern genau die Dinge bekommen, für die ein Hotel, Ort und so weiter bekannt ist. Doch das «Laudinella» empfehle ich, seit ich im «Kura» (das japanische Restaurant ist das neuste von sieben Restaurants, die zu dem Hotel gehören) gegessen habe, weil der Koch ein Empfehlungsschreiben für den ganzen Betrieb abgab sozusagen: Wenn die Küche gleich gut bis besser ist als anderswo in St. Moritz (und besser bis viel besser als im «Nobu», «Badrutt's Palace»), die Preise aber halb so hoch sind (oder noch tiefer im Vergleich mit dem «Nobu»), dann ist «anders» in Ordnung.

Die Pisten, ausserdem, waren voll. In das Engadin, so sieht es aus, fuhr dieses Jahr, trotz des für Touristen aus dem Ausland teuren Frankens, nicht weniger Leute, auf jeden Fall nicht zum Skifahren. Einen anderen Eindruck bekam man im sogenannten Dorf – zwei Tage vor Silvester zum Beispiel, bei Schneefall zudem, gab es in den Geschäften an der Via Maistra oder Via Serlas fast keine Menschen, ausser Verkäufern (um genau zu sein, in der «Merkur»-Confiserie habe ich Kunden gesehen). Was mich interessiert: ob der neueröffnete Jimmy-Choo-Laden Erfolg haben wird. Ich

meine, ich finde es in Ordnung, wenn zum Beispiel Frauen im Hotel nicht die Schlappen, die es dort gibt, anziehen. Doch der Laden ist bloss wenig grösser als eine Schachtel, die man zu den Schuhen bekommt (das war eine Übertreibung, er ist klar grösser als eine Schachtel, doch der Entwurf stimmt). Und das schadet dem Einkaufserlebnis, finde ich.

Wenn wir es davon haben – gibt es noch Leute, die Compact Discs kaufen? Ich glaube nicht. MvH, nur zum Sagen, ist daran umzuziehen (in Zürich). Und weil er seine CD-Sammlung nicht einpacken und wieder auspacken/einräumen möchte, hat er diese zum Kauf angeboten auf Ebay, einer Shopping-Website («zirka 1000 CDs in massgefertigtem Gestell, neuwertiger Zustand; Rock, Pop, Country, World, Film-Soundtracks, Klassik; 1990er Jahre zur Mehrheit; 999 Franken»). Anzahl Gebote: null. Doch weil man nicht sofort aufgibt als Ihr Kolumnist, rief man bei Händlern an, ob sie seine gebrauchten Tonträger kaufen möchten (Rückmeldung: «Wir wollen verkaufen»). Deshalb werden Werke von Two Lone Swordsman («Stay Down») bis Kurt Weill («Die Dreigroschenoper»; Wilhelm Brückner-Rüggeberg, Deutsches Symphonie-Orchester Berlin) im Keller des neuen Hauses in Umzugskartons liegenbleiben (unterteilt in Kategorien, innerhalb dieser alphabetische Sortierung beziehungsweise Band- oder Künstlernamen mit Zahlen zuvorderst). Für die, die es interessiert, die drei besten Alben, die MvH 2011 heruntergeladen hat: «Revelation Road» von Shelby Lynne, «The Lost Notebooks of Hank Williams» von verschiedenen Interpreten sowie «Ashes & Fire» von Ryan Adams.

Jetzt zurück auf die Berge. «Schlittler verunfallen schwerer als Skifahrer», stand in der *Sonntagszeitung*. Ich kann diese Erkenntnis von Mitarbeitern des Spitals Frutigen und dem Notfallzentrum des Inselspitals Bern bestätigen. Ich verunfallte zwar nicht, genau genommen, auf der Schlittenbahn. Doch ein einige Jahre zurückliegender Bandscheibenvorfall (Diskushernie) und Schläge, die man wegen Bodenwellen und Löchern auf/in der Bahn bekommt, vertragen sich nicht. Am Morgen des Silvesterabends stiess der «Adler des Schmerzes» (Copyright: *Bild*-Kolumnist Franz Josef Wagner) herab und hackte mit seinem Schnabel in meine verwundete Lendenwirbelsäule (L1) sozusagen. Es wäre, natürlich, *more manly* gewesen, zu erzählen, das sei während eines Cresta Run passiert (1214 Meter lange Natureisbahn mit 157 Metern Höhenunterschied). Aber, immerhin, wird die Strecke Darlux-Bergün als «Lauberhorn der Schlittenbahnen» bezeichnet (Website; ich empfehle die Bahn nicht).

Zum Schluss, weil das Jahr neu ist, News aus St. Moritz: Marc Rich und Dara «former lingerie model» (*New York Post*) Sowell sollen kein Paar mehr sein.

## Gesellschaft

# Glücksformeln

**Von Beatrice Schlag — Wann hält eine Beziehung? Unerwartete Erkenntnisse.**

In einem *Blick*-Interview sagte Rapper Stress, der seit der Trennung von Melanie Winiger wieder Single ist, den bemerkenswerten Satz: «Ich verstehe diese jungen Frauen nicht, die im Ausgang auf die grosse Liebe hoffen.» Was genau war gemeint? Wo sonst sollen ledige Frauen, die weder am Arbeitsplatz noch im Fitnessklub fündig wurden, Ausschau halten? Die weiblichen Singles in meinem Bekanntenkreis hoffen alle auf wundersame Begegnungen in Lounges und an Bartheken. Rapper Stress nicht. Verlässliche Menschen, mit denen man seine Erlebnisse teilen könne, erklärte er, finde man nicht in Nachtclubs. Das mag stimmen oder nicht. Jedenfalls sagt es etwas darüber aus, was der prominenteste Rapper des Landes mit Liebe meint.

Erstaunlicherweise kommen Wissenschaftler zu ähnlichen Schlüssen. Freundschaft, sagen sie, sei ein viel besserer Kitt für Beziehungen als Leidenschaft. Selbst anfängliche Verliebtheit sei nicht unbedingt erforderlich. Und ein erfreuliches Sexualleben sei für das Anhalten einer Partnerschaft längst nicht so entscheidend wie angenommen. Das ist nicht, was man hören will. Vor allem Frauen trennen sich lieber vom Partner als von ihrer Sehnsucht nach den grossen und ewig anhaltenden Liebesgefühlen.

Dass diese Sehnsucht in den Mottenschrank gehört, sagt kein willkürlich zitierter Psychologe. Die Erkenntnis gehört zu den ersten Ergebnissen der grössten deutschen Langzeitstudie über die Geheimnisse, die Beziehungen zusammenhalten oder eben nicht. Seit drei Jahren löchern Wissenschaftler in Deutschland über 6000 Paare auf der Suche nach der Formel für ein Zusammenleben, das Krisen und flauere Zeiten übersteht. Weitere elf Forschungsjahre stehen bevor. Ein bisheriges Resultat wird vor allem Männer aufatmen lassen: Beziehungsgespräche bringen nichts. Was den einen am andern gelegentlich zur Raserei bringt, ist durch Diskussionen nicht aus der Welt zu schaffen. Den Mund halten muss man deswegen nicht, solange man im Auge hat, dass Streit zweitrangig ist. Die entscheidende Frage ist nicht, ob man sich verträgt, sondern ob man sich erträgt. Und ob man den Unterschied erkennt.



# Erste Frühjahrsboten

Von Jürg Zbinden

1 — «Colour Breeze», die Frühlings-Make-up-Kollektion von Clarins, bietet Puder an, Rouge, Lidschatten, Lippenstift und «Gloss Prodiges» in Farben wie Candy, Papaya, Blackberry, Nude oder Grenadine. Dem Wintergrau lässt sich mit «Colour Breeze» schon ab Mitte Januar – dann ist die neue Clarins-Kollektion im Handel – begegnen. Die abgebildeten «Gloss Prodiges» kosten je Fr. 28.–.



1

2 — Die Manufaktur Hanhart ist Marktführerin für mechanische und elektronische Zeitmessinstrumente. Hochwertige mechanische Stopp- und Instrumentenuhren für *dashboards*, die in der Manufaktur in Gütenbach gefertigt werden, bilden unter dem Kollektionsnamen *Classic timer* ein bedeutendes Produktsegment. Sie gelangten früher bei allen wichtigen Sportveranstaltungen und Autorennen zum Einsatz und sind heute bei ambitionierten Oldtimer-Piloten sehr geschätzt. Beliebig kombinierbar, lassen sie sich mit einer speziell gefertigten Platte einfach im Armaturenbrett montieren. Für die einfache Handhabung beim Ein- und Ausbau der Uhren in die *dashboard*-Platte sorgt eine innovative *slide in*-Technik. Das Zweier-*dashboard*-Set mit Tischplatte kostet Fr. 3180.–. Bezugsinfo: [www.hanhart.com](http://www.hanhart.com).

2



3 — «Urban Nomads» von Michael Michalsky: Die Damenversion duftet nach Früchten (Apfel, Zitrone, weisser Pfirsich), Rose und Maiglöckchen, nach Zeder und Haselnuss, mit Noten von Pfeffer und Moschus. Der Herr verströmt Bergamotte und Mandarine, Eukalyptus, Patschuli, Wildleder und Vanille mit Noten von Gewürznelke und Zimt. Er (EdT, 50 ml): Fr. 57.–. Sie (EdP, 50 ml): Fr. 64.–. Im Fachhandel.

3



4 — Bei IWC Schaffhausen ist 2012 das Jahr der Überflieger. Die Top-Gun-Kollektion etabliert sich mit fünf neuen Modellen als eigenständige Formation innerhalb der IWC-Fliegeruhren-Familie. Als Überfliegerin des Jahres präsentiert sich die Top Gun «Miramar» – eine Hommage an jenen Ort in Kalifornien, an dem der Mythos der Elitepiloten geboren wurde. Mit dem Kaliber 89365 hat die «Miramar» eines der modernsten und widerstandsfähigsten Chronografenwerke an Bord. Es verfügt über eine Flyback-Funktion sowie über eine Analog-Anzeige gemessener Minuten und Sekunden. Preis auf Anfrage. Im ausgewählten Fachhandel.

4



# Die Konkordanz der Konkordanz

Von *Andreas Thiel* — Heiteres Begriffe-Raten mit Parteipräsidenten.

**Moderator:** Was ist Konkordanz?  
**Grunder:** Konkordanz? Was ist das?  
**Levrat:** Was soll diese Frage?  
**Darbella:** Die Konkordanz lässt sich doch gar nicht mehr definieren.  
**Levrat:** Ich finde, Konkordanz hängt vom Betrachter ab.  
**Leuenberger:** Konkordanz ist alles, was nicht kommerziell ist.  
**Moderator:** Was sagen die Bürgerlichen dazu?  
**Grunder:** Bitte?  
**Brunner:** Seit wann bist du bürgerlich?  
**Pelli:** Konkordanz kommt von Können.  
**Brunner:** Aber auch von Dürfen.  
**Moderator:** Darf Konkordanz alles?  
**Brunner:** Nein.  
**Leuenberger:** Nein.  
**Moderator:** Sie sind sich einig?  
**Leuenberger:** Ja.  
**Brunner:** Nein.  
**Moderator:** Was darf die Konkordanz nicht?  
**Brunner:** Das grösste Wählersegment ausschliessen.  
**Leuenberger:** Atomkraftwerke befürworten.  
**Grunder:** Ich verstehe nicht, wovon wir sprechen.  
**Bäumle:** Die Konkordanz ist frei.  
**Brunner:** Wenn Konkordanz alles dürfte und alles wäre, dann wäre Opposition auch Konkordanz.  
**Leuenberger:** Opposition ist Kommerz.  
**Moderator:** Warum?  
**Leuenberger:** Die SVP schlägt Kapital daraus.  
**Brunner:** Und warum wäre es keine Konkordanz, wenn man der SVP zwei Bundesratsitze zugestehen würde?  
**Levrat:** Das wäre entartete Konkordanz.  
**Moderator:** Darf die Konkordanz die grösste Partei ausschliessen?  
**Bäumle:** Ja. Das ist zeitgenössische Konkordanz.  
**Brunner:** Nein. Das ist Konkordanz, weil unverständlich.  
**Levrat:** Du verstehst gar nichts von moderner Konkordanz.  
**Grunder:** Genau. Ich verstehe nicht, was wir hier...  
**Brunner:** Aber die Konkordanz hat doch einen Zweck.  
**Leuenberger:** Ja, den Atomausstieg.  
**Levrat:** Die Konkordanz ist frei von Zweck und Nutzen.  
**Darbella:** Alles ist Konkordanz.  
**Levrat:** La concordance pour la concordance.  
**Moderator:** Die Konkordanz der Konkordanz?



**Levrat:** Ja, man sagt doch auch: «Lard pour lard.»  
**Moderator:** Schmalz für den Schmalz?  
**Grunder:** Was will er damit sagen?  
**Moderator:** Das Parlament genügt sich selbst.  
**Pelli:** Ist die Konkordanz nicht bedroht?  
**Levrat:** Und ob!  
**Darbella:** Aber wie!  
**Grunder:** Wovon sprechen wir jetzt?  
**Moderator:** Ist die Konkordanz nicht bereits zerstört?  
**Levrat:** Was?  
**Grunder:** Was sagt er?  
**Levrat:** Er sagt, jemand habe die Konkordanz gestört.  
**Darbella:** Gestört? Nicht gestohlen?  
**Grunder:** Und wer war es?  
**Bäumle:** Ein Unmensch.  
**Leuenberger:** Also sicher kein Politiker.  
**Levrat:** Doch nicht etwa ein Wähler?  
**Grunder:** Worum geht es?  
**Darbella:** Die Wähler haben die Konkordanz zerstört.  
**Levrat:** Wir müssen etwas gegen die Wähler tun.  
**Bäumle:** Die Würde der Konkordanz ist unantastbar.  
**Levrat:** Was haltet ihr davon, wenn wir das Budget der Pro Helvetia aufstocken mit dem Auftrag, die Konkordanz zu fördern?  
**Leuenberger:** Oder wir geben der «Präsenz Schweiz» Geld für eine Kampagne im Ausland, welche für eine bessere Akzeptanz der Konkordanz wirbt.  
**Darbella:** Und dann sprechen wir noch einen Forschungskredit für ein internationales Konkordanzkompetenzzentrum in Genf.  
**Pelli:** Passt das denn noch ins Budget?  
**Darbella:** Wir veranschlagen einen ausserbudgetären Budgetposten.  
**Levrat:** Wir könnten auch Micheline als Konkordanzbotschafterin zur Uno nach New York schicken.  
**Bäumle:** Oder als Uno-Sonderbotschafterin für Frieden und Konkordanz um die ganze Welt.  
**Moderator:** Aber meine Herren, erst müssen wir uns darauf einigen, was Konkordanz überhaupt ist.  
**Pelli:** Konkordanz ist, was im Museum hängt.  
**Grunder:** Sagt mir endlich mal einer, worum es hier geht?

**Andreas Thiel**, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

# Lesen statt trinken

Von *Peter Rüedi*



Von der *Basler Zeitung* nach seinen drei Lieblingsbüchern gefragt, antwortete Peter Bichsel in einer der obligaten Umfragen vor Weihnachten: «Einer, der einen Lieblingswein hat, ist sicher kein Alkoholiker. Lesen ist eine Sucht. Ich bin als Kind schon süchtig geworden auf Lesen, süchtig auf Buchstaben. Natürlich gibt es Bücher, die ich sehr gerne mag. Aber ich will nicht darauf festgelegt werden.»

Geht mir nicht anders. Ein Lieblingsbuch könnte ich so wenig nennen wie einen Lieblingswein. Mit Ausnahme von einem, und in dem stehen garantiert meine hundert Lieblingsweine. Es erscheint jeweils Anfang Dezember, hat das Format eines Telefonbuchs und hilft mir, den weinlosen, den schrecklichen Januar locker zu überstehen. Der umfassendste Wein-Einkaufsführer der Schweiz ist nur im Zustand luzidester Nüchternheit zu studieren. Im «Vinfox 2012» sind 123 129 Angebote für 35 001 Weine von 8255 Produzenten verzeichnet. Die Bandbreite ist enorm, auch in den Preisen, die für ein und dieselbe Schlossabfüllung verlangt werden. Nehmen wir einen meiner Lieblings-Saint-Julien, Château Léoville Barton. Bei den Preisen für die 2010-Subskription liegen die Anbieter noch gesittet beisammen (zwischen Fr. 106.40 und Fr. 124.20). Wer aber zum Beispiel den Jahrgang 2005 bei Bäggli in Zumikon (Fr. 111.25) statt bei Granchâteaux in La Conversion (Fr. 182.50) kauft, hat den «Vinfox» schon mit zwei Flaschen amortisiert.

Der hat zugegeben auch seine Tücken. Zum einen ist er eine Momentaufnahme, die Preise beziehen sich auf das Stichdatum Ende November. Zum Zweiten ist nie auszuschliessen, dass die eine oder andere Flasche als Lockangebote platziert sind. Ferner waren die Preise noch nie so volatil wie in der derzeitigen Währungssituation. Schnäppchenjäger können also auch negative Überraschungen erleben. Der «Vinfox» ist cum grano salis zu lesen, dann aber eine unerlässliche Richtschnur. (Die Bewertungen der wichtigsten Weinführer liefert er obendrein, nebst verlässlichen Registern und natürlich den Koordinaten der Händler und Importeure.)

**Vinfox 2012. Der umfassende Wein-Einkaufsführer.**  
 W & H Verlags AG, Postfach 566, 6314 Unterägeri.  
 Fr. 139.–. wuh@datazug.ch

# Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick, mehr Recherche, mehr Vielfalt.



Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.-.

Telefon 043 444 57 01, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch) oder unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).

**DIE WELTWOCHEN**





Auto

## Abendkleid in der Würstchenbude

Unser Tester fährt den neuen Bentley Continental GT und fällt damit einer Horde Fussballfans auf. *Von David Schnapp*

Das Schönste an einem Bentley ist nicht die mehr oder weniger aberwitzige Leistung des Wagens oder der hohe Preis, der dafür sorgt, dass man im Stau ziemlich sicher nicht vor, hinter oder neben einem zu stehen kommt, wenn man selbst schon einen fährt. Das Schönste an einem Bentley, finde ich, ist die Tatsache, dass es jemanden gibt, der sich die Mühe macht, etwas handwerklich so Schönes herzustellen. Selbst unter Luxusautos ist der neue Continental deshalb immer noch eine Ausnahmeerscheinung, denn diese Liebe zum Detail und die Menge an Leder, Holz und

Edelmetallen, die in einem Continental GT verarbeitet werden, sind sonst kaum zu bekommen. Natürlich steckt in dem Auto viel Technik aus der Volkswagen-Gruppe, die relativ teuer verpackt wird. Aber so geht moderne Wirtschaft, in einem iPhone steckt auch viel Technik aus China, es ist trotzdem ein ausgezeichnetes Telefon.

Obwohl am Erfolgsmodell aus Crewe einiges verändert wurde, haben die Entwickler klugerweise darauf verzichtet, die Änderungen allzu augenfällig ausfallen zu lassen. Die Schärfung der äusseren Form ist klar, aber diskret. Das freut Bentley-Besitzer, die schon länger in einem Continental unterwegs sind, weil sie jetzt nicht aufs Mal ein offensichtlich altes Auto fahren. Auch der mächtige, aber kompakt gebaute Zwölfzylindermotor ist derselbe geblieben, er leistet jetzt 575 PS und 700 Nm. Damit erreichen die 2320 Kilogramm Luxus in 4,6 Sekunden Tempo 100. Luftfederung, Allradantrieb (40:60) und eine neue, schnell und weich schaltende Automatik sorgen weiterhin für überragenden Fahrkomfort. Denn der Continental GT ist allein seines Gewichts we-

gen eigentlich kein Sportwagen, er ist die perfekte englische Art, den Alltag zu durchfahren.

Man sitzt in dem 2+2-Sitzer auch hinten bequem, der Kofferraum nimmt einen Kinderwagen plus Gepäck auf, und der 90-Liter-Tank trägt einen weit, selbst bei 16,5 Liter Durchschnittsverbrauch. Endlich wurde auch das Navi- und Unterhaltungssystem erneuert, dank der Software von Audi ist es jetzt wieder State of the Art. Da erstaunt es, dass der Abstandsradar nicht ebenfalls auf dem letzten Stand ist und wie bei Audi-Modellen den Wagen komplett zum Stillstand bringen kann.

Mein Testwagen war eine Schönheit in «Extreme Silver» (19 700 Euro), einer Farbe, die je nach Lichteinfall in den verschiedensten Nuancen schimmert wie ein japanisches Seidenkleid. Dazu ein liches Interieur in leinenfarbigem Leder. Als ich in Ostdeutschland, wo ich privat zu tun hatte, an einer Tankstelle vorfuhr, versorgten sich dort gerade die Anhänger eines lokalen Drittliga-Fussballvereins mit Bier. Der Edel-Engländer passte in dieses Szenario wie ein Abendkleid in die Würstchenbude. Erstaunlicherweise schien das Auto trotzdem einen gewissen Respekt hervorzurufen. Sein Anblick schien eher Bewunderung als Neid zu provozieren. Das spricht für den Bentley. Der Continental ist trotz seiner Pracht kein Angeberauto, er drückt lediglich die Stilsicherheit seines Besitzers aus.

### New Bentley Continental GT

Leistung: 575 PS, Hubraum: 5998 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 318 km/h  
Preis: ab Fr. 264 900.–



## Bunter Bikini

**Der Verkaufsleiter Kevin Cotter, 36, weiss: Um eine neue Liebe einzugehen, muss man mit der alten abschliessen. Kreativität und Rache ergeben dabei kunstvolle Synergien.**

**Das Drama:** Nach zwölf gemeinsamen Ehejahren stand meine Gattin mit einem Sattelschlepper, gepackten Koffern und den Kids vor der Haustüre. Ich fragte nichtsahnend: «Wohin gehst du?» Sie antwortete: «Weg, und zwar für immer.» Alle Versuche, sie zurückzuhalten, brachten nichts. Ich stand tagelang unter Schock. Später rief ich sie an und teilte ihr wütend mit, sie solle gefälligst ihr liegengelassenes Hochzeitskleid abholen kommen. Sie schrie mich an: «Behalt es. Mach damit, was du willst.» Ich nahm sie beim Wort. In der Zwischenzeit fleht sie mich an aufzuhören. Aber nun sage ich nein.

**Die Idee:** Zuerst war ich ratlos, was ich mit dem blöden Kleid anfangen sollte. Es war mit Erinnerungen an den glücklichsten Tag verbunden, an das Eheversprechen und eine einst verheissungsvolle Zukunft, in der man sich immer lieben wollte. Meine Freunde und die Eltern entwickelten daraufhin Ideen, wie der symbolträchtige Fummel antiromantisch entfremdet werden könnte. Die wenigsten Vorschläge waren nett, und aus diesem Grund gefielen sie mir ausserordentlich gut.

**Die Umsetzung:** In der Zwischenzeit fand ich über hundert neue Verwendungszwecke für das Brautkleid meiner Ex. Die damit verbundenen Aktionen brachten mich ins Leben und in den Alltag zurück: Ich zog es auf die Jagd an und als Schürze beim Kochen. Ich bastelte einen Drachen daraus, den ich fliegen lassen wollte. Ich verwendete den Schleier als Pastasieb. Ich benutzte das Kleid als Springseil, als Fussabtreter, Yogamatte, Tischtuch und hielt es als beschriftetes Fan-Banner bei einem Football-Match hoch. Zusammengeknüllt, zerschliessen und ziemlich schmutzig, entspricht es in seiner jetzigen Form der Entscheidung meiner Frau, unsere Ehe mit Füßen zu treten. Ich fotografierte und filmte jede einzelne Aktion und stellte alles ins Internet. So wurde ich in den vergangenen zwei Jahren amerikaweit bekannt und trat in der Zwischenzeit in allen grossen Talkshows auf. Ich sagte immer das Gleiche: «Rache? Vielleicht. Vor allem aber verarbeitete ich so meine Trennungsschmerzen.» Ich veröffentlichte ein Buch und betreibe eine eigene Website. Hunderte von Verlassenen



*Das Brautkleid wird zum Drachen: Ehemann Cotter.*

meldeten sich, und viele Sympathisanten spendeten in der Zwischenzeit Brautkleider, mit denen sie ebenfalls nichts mehr anzufangen wussten.

**Krank?** Nachdem ich mit meinen Aktionen berühmt wurde, reklamierte meine Ex das Kleid sogar, anscheinend, um es unserer neunjährigen Tochter zu vererben. Diesen fiesen Kniff durchschaute ich sofort. Sie fand, ich sei gestört und solle mich möglichst schnell in psychologische Behandlung begeben. In Tat und Wahrheit geht es mir so gut wie nie zuvor: Die Trennung gab mir Auftrieb, auch weil ich kreative Talente entdeckte, die ohne das gemeine Beziehungsende für immer verborgen geblieben wären.

**Bereinigte Zukunft:** Heute bin ich von den Dämonen der Vergangenheit befreit. Dass ich bereit bin für eine neue Liebe, zeigte meine 102. Idee für die Zweckentfremdung des Brautkleides. Sie hat seine Auflösung – man

könnte auch sagen: seine komplette Zerstörung – im Sinn. Ich schnippelte ein erstes Stück ab und benutzte es als Buchzeichen. Der Titel des Werkes, das ich mir zugelegt hatte, lautete: «Junge Frauen kennenlernen – für Männer über 35». Wenig später fand ich eine neue, grosse Liebe. Wir heirateten im vergangenen Sommer an einem Strand. Zuerst wollte meine Verlobte einen bunten Bikini zur Trauung anziehen. Dann redete ich ihr gut zu, und sie wählte – trotz allem – ein weisses Brautkleid.

Verraten und verlassen:  
[www.myexwifesweddingdress.com](http://www.myexwifesweddingdress.com)

Protokoll: **Franziska K. Müller**

Bis wir Beni Stöckli und sein Team auch in Zukunft erfolgreich unterstützen können, wollen wir nicht ruhen.



## Können Sie unternehmerischen Herausforderungen ebenso *zuversichtlich* entgegenblicken wie Beni Stöckli?

Beni Stöckli ist CEO von Stöckli Outdoor Sports.

In dritter Generation stellt er mit seinem Team Qualitäts-Skier her, die in der Schweiz und zunehmend auch in ausländischen Märkten stark nachgefragt werden.

Der anhaltende Erfolg von Stöckli Outdoor Sports basiert dabei auf dem Wissen und Können der Mitarbeitenden, die das Unternehmen mit ihrer Erfahrung und innovativen Ideen konstant vorwärtsbringen und neue Märkte mit Produkten wie dem Stöckli-Elektrobike erschliessen.

Bei UBS kennen wir die finanziellen Herausforderungen, denen sich KMU auf nationalen und internationalen Märkten stellen müssen.

Darum können unsere Experten Unternehmen wie Stöckli Outdoor Sports gezielt beraten und sich bietende Chancen aufzeigen.

Und bis wir das auch für Sie tun können, ist eines sicher:

150  
Jahre

*Wir werden nicht ruhen*



[www.ubs.com/wirwerdennichtruhen](http://www.ubs.com/wirwerdennichtruhen)